

Pressedossier

75 Jahre Kriegsende

Inhaltsverzeichnis

„Das Ende der Selbstgewissheit“	1
„Aus dem Alltag des Unmenschen“	2
„So viel Wirklichkeit wie möglich“	3
„Man wird stumpf und unempfindlich, man verliert alle Gefühle“	4-7
„Der Sommer der Befreiung“	8-16
„Panzerfaust und Froschkönig“	17
„Erinnerung an das Kriegsende: Weg von Verbrechen, hin zum Leiden“	18-21
Quellenverzeichnis	22

Das Ende der Selbstgewissheit

Von Christian Staas

GESCHICHTE

ZEIT-SERIE ZUM 8. MAI 1945, TEIL 3

29. APRIL 2020 DIE ZEIT N° 19

Jetzt am Kinokass: Beethoven – Die Revolution der Musik. Das aktuelle Heft von ZEIT Geschichte (116 S., 7,50 €, www.zeit.de/age-16ft)

17

Das Ende der Selbstgewissheit

Eine von der ZEIT in Auftrag gegebene Umfrage zeigt: Der Umgang mit der NS-Vergangenheit ist so umkämpft wie lange nicht. Und die jüngsten Attacken von rechts treffen auf eine Erinnerungskultur, die fragiler ist, als es scheint. VON CHRISTIAN STAAS

Vor 75 Jahren wurde es eingeweiht: Das Holocaust-Mahmal in Berlin

Wie halten es die Deutschen mit der Geschichte, 75 Jahre nach dem 8. Mai 1945, nach den Verheerungen des Weltkrieges, nach Zusammenbruch und Befreiung?

Ein paar Antworten:
53 Prozent der Bundesbürger wollen einen Schlussstrich unter die NS-Vergangenheit ziehen. 77 Prozent halten es für ihre Pflicht, Diktator und Holocaust nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. 66 Prozent möchten mehr über die Geschichte des Nationalsozialismus wissen.

59 Prozent finden es übertrieben, dass ihnen das Thema fast täglich in den Medien vorgehalten wird. Im Auftrag der ZEIT hat das Institut policy matters am Anfang dieses Jahres 1044 Frauen und Männer ab 14 Jahren nach ihren Einstellungen zur NS-Zeit befragt. Die Ergebnisse können, selbst wenn man sie mit der gebotenen Skepsis betrachtet, widersprüchlicher kaum sein: Die Deutschen wollen sich erinnern und wissen es doch nicht. Historische Fragen sind Identitätsfragen, und seit je ist die Haltung zur NS-Vergangenheit hierzulande ein Gradmesser für den Zustand der politischen Kultur. Daran hat sich nichts geändert, auch wenn die großen Geschichtsdebatten vorbei sein mögen. Die sogenannte Neue Rechte hat indes den Erinnerungskultur selbst den Kampf angesagt, und spätestens seit die AfD in den Bundestag eingezogen ist, erfolgen ihre Angriffe auf großer Bühne. Das zugleich die letzten Zeugen sterben, ist eine bittere Koinkidenz: Die kollektive Erinnerung wird schon bald ohne jene auskommen müssen, die sich noch erinnern können.

Das Bild, das die Umfragenden zeichnen, kann man da, je nach Gemütslage, als beruhigend oder beunruhigend empfinden. Immerhin spiegeln sich stabile 77 Prozent der Befragten für Erinnern und Gedenken aus. Aber meinen sie, was sie sagen? Oder besänftigt sich hier der finstere Verdacht, den der Gleitsport-Politologe Samuel Salzborn kürzlich in seinem Buch *Kollektive Unschuld* geäußert hat: dass die Erfolgsgeschichte von der Aufarbeitung eine „Lüge sei, ein dünner Firnis, unter dem sich ein Abgrund von Unbeliebtheit, Rassismus und Antisemitismus aufbaut wie zuletzt in Halle und Hanau“?

Sieht man genauer hin, trifft weder das eine noch das andere zu: Es gibt nichts zu beschönigen – und nicht viel zu entlarven. Stattdessen scheinen sich in den Zahlen diffuse Affekte abzubilden, die durchaus in einer Brüstung wohnen können. Es schließt sich nicht zu, die historische Auseinandersetzung für wichtig zu halten, eine vage Sehnsucht nach „Normalität“ zu verspüren (56 Prozent meinen „voll und ganz“ oder „eher“, das ständige Erinnern „sein geundetes Nationalbewusstsein“ verhöhner) und, vielleicht aus Unwissenheit, zu denken: „Die Masse der Deutschen hatte keine Schuld, es waren nur einige Verbrecher, die den Krieg angezettelt und die Juden umgebracht haben“ (insgesamt 53 Prozent Zustimmung).

Womöglich spiegelt sich in solcher Ambivalenz sogar ein deutscher Normalzustand. Denn so sehr man, wie jüngst die Philosophin Susan Neiman in

ihrem Buch *Von den Deutschen lernen*, die Erinnerungskultur dieser Republik als Ertragskultur begreifen darf, war und ist sie dies im Wesentlichen: ein unablässiges Ringen der Gesellschaft (und jedes Einzelnen) mit sich selbst. Die stolze Gewissheit, es im „Aufarbeiten“ gleichsam zum Weltmeister gebracht zu haben, hat darüber zuletzt recht großzügig hinweggesehen.

Anfechtungen gab es immer wieder: In den Achtzigerjahren – die Deutschen lernten gerade das Wort Holocaust zu buchstabieren, und auch die Konservativen feierten nun den 8. Mai als „Tag der Befreiung“ – entbrannte über die relativierenden Thesen Ernst Noltes der Historikerstreit. In den späten Neunzigern litt Martin Walser öffentlich unter der „unaufrichtigen Präsentation unserer Schande“, und der Spiegel-Herausgeber Rudolf Augstein erblickte im geplanten Holocaust-Mahmal in Berlin ein von außen aufgewungenes „Schandmal“. Die Gleichzeitigkeit von Schuldabwehr und dem Bekenntnis „Nie wieder!“ scheint geradezu das Signum der deutschen Haltung zur NS-Geschichte zu sein.

Besonders im Familiengedächtnis haben sich die alten Muster konserviert. Opt ist heute weniger Nazi denn je: Gerade einmal drei Prozent geben in der aktuellen Umfrage an, ihre Vorfahren hätten das Hitler-Regime beifürwortet; 30 Prozent dagegen glauben, aus Familien von Nazi-Gegnern zu stammen. Selbst wenn man die Maßstäbe für die Anhänger der NS-Geschichte sehr eng und die für die Gegenseite sehr weit fasst, stehen diese Zahlen in keinem Verhältnis zur historischen Realität.

Die Schlussstrich-Forderung dagegen hat über die Jahre an Zugkraft verloren. Während die Akzeptanz eines selbstkritischen Geschichtsbildes wuchs, schrumpfte die Jetzt-ist-auch-mal-gut-Fraktion nach Befragungen des Altembach-Instituts von 66 Prozent im Jahr 1986 auf 48 Prozent 2009.

Deuten die nun ermittelten 53 Prozent einen Wendepunkt an? Dafür fehlt es an validen Daten. Die Selbstverpflichtungsdebatte über die NS-Geschichte aber, so viel lässt sich sagen, ist nicht dabei, sich zu harmonisieren. So übertrafen die Rede von „Vogelschiss“ und die Forderung nach einer sinnerneuerungspolitischen Wende um 180 Grad: frühere Einwurte nicht nur an Grobschlichkeit.

Die nach Parteipräferenz aufgeschlüsselten Umfragendaten lassen außerdem keinen Zweifel daran, dass die AfD-Wähler nicht anders denken als die Partei-Demagogen: 80 Prozent und mehr teilen folgende Aussagen „ganz und ganz“ oder „eher“ das, wasgenen an der langen Geschichte unseres Landes, der Nationalsozialismus einen „viel zu großen“ Raum einnehme; dass man als Deutscher „wegen der NS-Geschichte nicht mehr offen über bestimmte Themen diskutieren“ könne; dass es Zeit für einen „Schlussstrich“ sei. Die Liste ließe sich fortsetzen: Für 39 Prozent ist die Judenverfolgung sehr weit weg und nicht von Interesse. 58 Prozent finden, der Nationalsozialismus werde zu negativ dargestellt; er habe „auch positive Seiten“ gehabt.

Der rechte Rand hat sichtlich einen polarisierenden Effekt auf das Gesamtbild. Gänzlich zu erklären aber ist das widersprüchliche Umfrageergebnis damit nicht. Vielmehr zeigt sich, dass der Angriff von rechts

untertrügen es gesamte Schulklassen zur Schau, als wollten sie sagen: „Wir machen das hier nicht mit.“ An manchen ostdeutschen Schulen, sagt Knigge, dominierten rechte Lehrer die Kollegien.

Er sehe allerdings auch eine erstarkende Gegenbewegung. Vor allem junge Leute suchten Buchenwald als einen „Ort ethischer, politischer und historischer Vergegenwärtigung“ auf und wollten wissen: Was genau ist geschehen? Was hat das mit heute zu tun?

Eine ähnliche politische Wachheit nimmt Florian Diehl wahr, der das Dokumentationszentrum auf dem früheren Reichsparteitagsgelände in Nürnberg leitet. Die rechtsextremen Übergriffe seien sogar rückläufig. „Vermutlich“, sagt er, „ist das Provokationspotential hier einfach geringer als in einer KZ-Gedenkstätte.“

Diese Beobachtung verrät etwas über die deutsche Erinnerungskultur als Ganzes: In den vergangenen 40 Jahren hat sie sich gleichsam von Nürnberg nach Buchenwald verlagert, von der Frage nach dem Regime, nach dessen Aufstieg und Machtsturz, hin zum millionenfachen Massenmord. Wer den Geschichtsaktus an seinem neutralen Punkt treffen will, zeigt daher nicht auf der Zeppelinterrasse den Hitlergruß, sondern ritzt ein Hakenkreuz in die Leichenwanne eines Lager-Krematoriums.

Über allem, sagt der Jenaer Zeitthroniker Norbert Frei, stehe seit je die Frage: „Wie konnte es dazu kommen?“ Bis in die Siebzigerjahre habe sie den 30. Januar 1933 gemeint. Seit den Achtziger- und Neunzigerjahren meine sie den Holocaust.

Diese Verschiebung ging mit der Stabilisierung der westdeutschen Demokratie einher – und mit einer allmählichen empathischen Hinwendung der Täterkinder zu den Opfern des Nazi-Terrors. An die Stelle der Fachismus-Analysen der 68er trat die Analyse von Antisemitismus und Rassismus; statt die zwölf NS-Jahre von ihren Anfängen her zu begreifen, erklärt man sie mehr und mehr von ihrem Ende her, den Erschießungsgruben und Todeblagen.

So wichtig dieser Wandel war, hat er mitunter zu einer fragwürdigen Verkürzung des Nationalsozialismus auf den Holocaust geführt. Ein Paradigma, das heute, da die Erinnerung an Weimar wieder wach wird, an Grenzen stößt. So lassen sich mit dem Fingerzeig auf die deutschen Verbrechen zwar der Rassismus und Antisemitismus der neuen Völkchen als das benennen, was sie sind: eine tödliche Gefahr. Um die neuere Attacke auf Demokratie und Liberalismus mit historischer Tiefenschärfe zu erfassen, ist der Hinweis auf die Leichenberge von Auswärtigen jedoch eher ungeeignet.

Der verengte Blick auf Mord und Lagerterror hat zudem eine Tendenz zur emotionalen Überwältigung begünstigt, die in Reinform wenig dazu taugt, die historische Urteilskraft zu stärken. Vermutlich liegt hier auch eine Ursache für das in der Umfrage bekundete Unbehagen an einem gewissen erinnerungspolitischen Konformitätsdruck. »Man kann seine Meinung über die NS-Vergangenheit in Deutschland nicht ethisch sagen – diesem Satz schließen sich immerhin 42 Prozent der Befragten an. Knapp die Hälfte gibt zu Protokoll: Ich habe den Eindruck, dass man, wenn immer von den Verbrechen des Nationalsozialismus die Rede ist, Betroffenen zeigen

untertrügen es gesamte Schulklassen zur Schau, als wollten sie sagen: „Wir machen das hier nicht mit.“ An manchen ostdeutschen Schulen, sagt Knigge, dominierten rechte Lehrer die Kollegien. Er sehe allerdings auch eine erstarkende Gegenbewegung. Vor allem junge Leute suchten Buchenwald als einen „Ort ethischer, politischer und historischer Vergegenwärtigung“ auf und wollten wissen: Was genau ist geschehen? Was hat das mit heute zu tun? Eine ähnliche politische Wachheit nimmt Florian Diehl wahr, der das Dokumentationszentrum auf dem früheren Reichsparteitagsgelände in Nürnberg leitet. Die rechtsextremen Übergriffe seien sogar rückläufig. „Vermutlich“, sagt er, „ist das Provokationspotential hier einfach geringer als in einer KZ-Gedenkstätte.“

mus, und das nervt mich.“ Die oft abwehrend vortragene Selbstentwürdigung, doch schon so viel über die NS-Zeit zu wissen, könnte ähnliche Gründe haben: Die „richtige“ Haltung einzunehmen lernen schon Schüler, ohne sich mit allzu vielen Fakten belasten zu müssen. Betroffenheit gilt schnell. Vielleicht, sagt Norbert Frei, habe auch der Ruf nach einem „Schlussstrich“ vor diesem Hintergrund einen anderen Klang als früher. Entspringe er heute doch nicht mehr dem Bedürfnis der NS-Zeitgenossen, in Ruhe gelassen zu werden, sondern dem Gefühl der Nachgeborenen, das abverlangte Bewältigungspensum erfolgreich absolviert zu haben. Das Wissen über die Zerstörung der Weimarer Republik sei in der Öffentlichkeit unternommen weitläufig verdrängt worden. Neue Forschungen dazu? Gibt es kaum.

Im Nürnberger Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände plant man derzeit eine neue Dauerausstellung; in drei bis vier Jahren soll sie fertig sein. Man wolle sich in Zukunft noch stärker auf den Ort selbst besinnen, sagt Florian Dietl, und weniger in der Breite erzählen. Dafür soll, am konkreten Beispiel Nürnberg, der Zeithorizont erweitert werden – von den Anfängen der NS-Bewegung in Weimar bis zur Nachgeschichte in der Bundesrepublik.

Langsamen Linien ziehen und mehr historische Kontexte wagen, lautet auch Volkhard Knigges Antwort. »Die Politikredner, wie dieses Jahr zum Beispiel, finden er, sind in dieser Hinsicht besser geworden.« Die Zeiten des selbstgefälligen Stotzens auf die eigene Aufarbeitungsleistung seien jedenfalls vorbei. Es herrsche ein neuer Ernst. Seit die AfD in den Parlamenten sitzt, sagt Knigge, sei die Mahnung, einer Wiederholung der Geschichte vorzubeugen, keine Floskel mehr.

Ob der rechte Angriff die Ambivalenzen, die Mischen, die Selbstgefälligkeit und Gelangweiltheit gleichzeitig lassen, wachrücheln oder in ihrer Resonanz bestärken wird, ist nicht ausgemacht. Anzeichen liefert die aktuelle Umfrage für alles zugleich.

Ein vorsichtiger Optimismus ist allerdings erlaubt: 74 Prozent der Befragten geben an, dass die Beschäftigung mit der NS-Diktatur sei für Ausgrenzung und Ungerechtigkeit sensibilisiert habe. 53 Prozent ziehen aus der Vergangenheit die klare Konsequenz, dass »mit Demokratie eine besondere Verantwortung gegenüber Verfolgten aus anderen Ländern« haben. Auch die Hoffnung, aus der Geschichte lernen zu können (76 Prozent), scheint ungebrochen.

Bewirkt die Neue Rechte mit ihren Attacken am Ende das Gegenteil dessen, was sie beabsichtigt? Wird die Erinnerungskultur aus den gegenwärtigen Konflikten gestärkt hervorragen?

Wandeln müssen wird sie sich so oder so – um das Ende der Zeitgeschichte zu verkraften und um Antworten zu finden für eine neue Generation und eine politische Welt, die sich von der nach 1945 geschaffenen transnationalen Ordnung schneller entfernt denn je. In der Vergangenheit war das Erinnern oft in Phasen des Stillschweigens lebendig. Das sich im deutschen Selbstgespräch die Widersprüche verschärfen, ist so gesehen eine gute Nachricht.

Ein PDF mit allen von policy matters erhobenen Daten finden Sie unter: zeit.de/ns-umfrage

Nächste Woche

In Deutschland vergessen, in Russland verflucht – das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen nach 1945: Teil 4 unserer Serie zu 75 Jahren Krieg

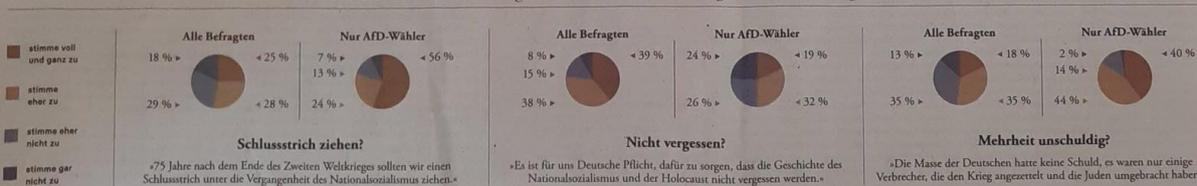
Archivöffnungen in Osteuropa und Russland nach dem Ende des Kalten Krieges ausgelöst. Zu heben gab es vor allem Quellen über den Krieg und den Holocaust; nicht zuletzt deshalb hatten diese Themen viele Jahre lang überwogen. Diese Welle sei gebrochen, die Einschüchtern seien danach zurückgegangen. Von Müdigkeit und Sättigung sprechen auch Binauer's Kollegen in den Buchverlagen.

An anderer Stelle dagegen ist der Zulauf überwältigend; in den Gedankenklüften. Bevor sie infolge der Corona-Pandemie schließen müssten, meldeten sie vielerorts Besucherrekorde.

»Eine Ursache ist der boomende internationale Tourismus, sagt Volkhard Knigge, der seit 1994 die KZ-Gedenkstätte Buchenwald leitet (nun folgt ihm Jens-Christian Wagner nach, der bisherige Geschäftsführer der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten). Buchenwald und andere ehemalige Lager seien aber auch mehr denn je Orte der gesellschaftspolitischen Debatte – und der Konfrontation.

Mindestens einmal pro Monat haben es Knigges Mitarbeiter mit rechtsextremen Provokationen, Schmierereien und Vandalismus zu tun. Seit 2015 registrieren sie bei der Zahl der Vorfälle dramatische Schwünge nach oben (ZEIT Nr. 27/19). Auch das Schließen halte wieder Einzug. Nicht das entsetzte, sprachlose, sondern das kalte, unersüßbare. Mit

Ambivalenz und Abwehr: Ergebnisse der ZEIT-Umfrage zur Erinnerungskultur



Christian Staas: „Das Ende der Selbstgewissheit“ Zeit-Serie zum 8. Mai 1945, DIE ZEIT, 29.4.2020, Seite 17.

Aus dem Alltag des Unmenschlichen

Von Andreas Kilb

38 FEUILLETON

FRANKFURTER ALLGEMEINE SONNTAGSZEITUNG, 3. MAI 2020, NR. 18

Aus dem Alltag des Unmenschlichen

Ein Blick ins Innere der Vernichtungsmaschinerie:
Der Dienstkalender Heinrich Himmlers aus den Jahren 1943
bis 1945 in einer historisch-kritischen Edition



Auf Führers Rücksitz: Himmler im Frühjahr 1944 mit einem Adjutanten und Hitler in einem offenen VW Käfer.

Man schlägt dieses Buch mit Widerwillen auf, und man schließt es mit einer Mischung aus Bekommenheit und Abscheu. So muss Asche scheitern. Asche von Akten. Die papierenen Spinnweben des größten Massenmörders aller Zeiten. Der schwarze Einband, die Zielgeriffel des Buches stellen klar, dass es sich eigentlich um einen Gedenkstein handelt, ein historiographisches Mahnmal. Am liebsten würde man es gleich ins Regal packen. Aber es hilft nichts, man muss es aufschlagen.

Die Geschichte des Dienstkalenders von Heinrich Himmler gleicht der vieler anderer Dokumente aus dem Inneren des Nazi-Reichs, die bei Kriegsende in die Hände der Roten Arme gefallen waren. Im März 1946 wurden die Akten der Adjutantur des „Reichsführers SS“ an das sowjetische Innenministerium übergeben, acht Jahre später kamen sie ins Archiv des KGB. Dort ruhten sie bis zum Ende des Kalten Krieges. In den neunziger Jahren „entdeckten“ und veröffentlichten deutsche Historiker dann Himmlers Diensttagebücher aus den Jahren 1941 und 1942. Die Unterlagen aus den beiden folgenden Kriegsjahren blieben verschwendet, bis sie 2013 im Rahmen eines Digitalisierungsprojekts mit dem russischen Verteidigungsministerium in dessen Zentralarchiv in Podolsk aufgefunden

wurden. Für die jetzige Veröffentlichung wurden sie um Teillbestand des von Himmler persönlich geführten Tischkalenders und seiner Telefonbesprechungen sowie des Dienstkalenders von Januar bis März 1945 aus dem Bundesarchiv ergänzt.

Die Überlieferung ist beinahe lückellos, von den 804 Tagen vom 1. Januar 1943 bis zum 14. März 1945 sind nur sechs Tage undokumentiert. Auf Seite 55 ist ein Faksimile von Himmlers Telefonbuchnotizen vom 16. September 1943 abgebildet. „Lufmeldungen“ und „Jagd in Elchwald“ liest man da in zackiger, wie gestanzter winkliger Sütterlin-Schrift, darunter „Judenfrage“ und „Führerred“. Es ist, wie man später begriffen, eine zufällig ausgewählte Seite, keine, nach der das Frauengebetmännchen Matthias Uhl vom Deutschen Historischen Institut in Moskau lange hätte suchen müssen. Das Echo des Völkermords ist sofort da, und er zieht sich durch jeden Tag der letzten knapp zweieinhalb Lebensjahre dieses Mannes, den es besser nie gegeben hätte, so wie das Regime, dem er diene und das er verkörperte.

Zehn Seiten später beginnt der Hauptteil des Buchs, „Grund und Tergasse – Mami und Pappi“, so beginnt, um Viertel vor eins, Himmlers Arbeits- und Neujahr 1943: mit einem Telefonat mit seiner Frau Margarete und seiner Tochter Gudrun. Einige Zeilen tie-

fer, jetzt ist es halb acht, steht da: „Kersten“. Felix Kersten war Himmlers Massur, er taucht immer wieder in den Aufzeichnungen auf, bis ihm Himmler bei einer der letzten Behandlungen im März 1945 erklärt, „unsere Feinde, die jetzt in den Konzentrationslagern sitzen, sollen mit uns verrecken“. Das allerdings steht nicht im Kalender. Die Herausgeber haben es in einer Fußnote ergänzt. Die Fußnoten und Erläuterungen, in denen der geschichtliche Hintergrund der Kalendernotizen umrissen wird, sind etwa doppelt so lang wie die Einträge selbst. Sie machen den Kalender lesbar, so wie umgekehrt die Dienstchronik das Geschehen perspektivisch zuspitzt. Es ist, als würde aus einem

Man erkennt sofort die Melodie, denn sie wird immer noch von Faschisten auf der ganzen Welt gespielt.

ein Gesicht rekonstruiert, das Gesicht des Unmenschlichen.

Ein Name, der nie in den Aufzeichnungen auftaucht, ist der von Hedwig Potthast, Himmlers ehemaliger Sekretär. Seit 1940 hat er mit ihr ein Verhältnis, am 20. Juli 1944, ausgerechnet, wird das zweite gemeinsame Kind geboren, eine Tochter namens Ninette-Dorothea. Alle paar Wochen verbringt Himmler mehrere Tage bei seiner Zweitfamilie, erst in Berlin, dann in mecklenburgischen Brackentin, wo er sie auf dem Gutshof eines SS-Generals untergebracht hat. Im Dienstkalender aber steht an solchen Tagen jedes Mal „Unterswegs“ oder „Inspektionsreise“. Der Mann, der öffentlich von Ehre, Reinheit, Keuschheit und anderen Sekundärnugenden faselt, ist ein notorischer Bigamist, aber er bekennt sich nicht dazu. Sein Kalender ist ein Feigenblatt auch im Privat.

Der zweite Name, der nicht in den Notizen erscheint, ist der von Hitler. Stattdessen immer „Führerred“, „Essen beim Führer“, „Abfahrt zum Führer“. Der Unmenschen ist das Schwarze Loch, um das Himmlers Energien kreisen. Himmlisch schnappt er jeden Brocken auf, den der „Führer“ ihm hinwirft. Nach dem Attentat vom 20. Juli wird er Befehlshaber des Ersatzheeres, später übernimmt er eine Heeresgruppe im Westen. Anfang 1945 leitet er den erfolglosen Gegenangriff gegen die Rote Armee in Pommern. Dabei versucht Himmler schon seit der Niederlage von Stalingrad, von seinen Kommandostellen in Ostpreußen und Ostböhmen aus Verhandlungen mit den Westalliierten zu knüpfen. Dienstag, 30. Mai 1945, 16 Uhr

„Herr Wulff“. Wilhelm Wulff war ein Astrologe, der für Himmler die Horoskope von Stalin und Churchill stellte. Die gleiche Melange aus Machiavelli und Mumpitz spricht aus den Rassen-theorien des „Reichsführers“, den „Pseudoforschungen zum „Ahnenerbe“ und den heidnischen Judenten, die er für seine SS-Schlichter veranstaltete. In der sich mit der Massenverrichtung der europäischen Juden bräutet. Im Manuskript bleiben davon nur Stichworte: „Judenverkuierung. Bedeutung unserer Haltung.“ Und weiter: „Gesetz der Auflösung. Unser Blut. Treue. Gehorsam – bedingungslos. Gericht – gnadenlos. Exempel statuieren. Kameradschaft. Einiges Leben unseres Volkes“. Es sind nur wenige Zeile, aber man erkennt sofort die Melodie, denn sie wird immer noch von Faschisten auf der ganzen Welt gespielt, sie hat ihre Schöpfer überlebt.

Himmlers Kalender zeigt „einen irritierenden, kleinkleinlichen, pedantischen, nachtragenden, schulmeisterhaften, verwissenen und mutanter skurriler Bürokraten“, schreiben die Herausgeber. Das ist als Charakterbeschreibung zugleich zu viel und zu wenig, es zeigt die Hilflosigkeit, die diese Figur auch am Ende einer langen Forschungsgeschichte immer noch auslöst. Hannah Arendt hat Himmler vor siebzehn Jahren durch lauter Negationen zu fassen versucht: kein Hysteriker wie Hitler, kein Abenteurer wie Göring, kein verkommenen Intellektueller wie Goebbels, kein Scharlatan wie Rosenberg, kein Spieler wie so viele andere. Womöglich ist das immer noch die treffendste Annäherung an die Person des „Reichsführers SS“, nur mit der Ergänzung, dass er dies eben alles auch war. Hysteriker, Ideologe, Spieler und Scharlatan.

Nach einer Besichtigung des Vernichtungslagers Sobibor, wo die SS zur Vorbereitung ihrer Massenmordmaschinerie eigens zueinander jüdische Frauen und Mädchen aus der Umgebung zusammengetrieben hatte, entspannte er sich bei seiner Geliebten auf dem Land. Und nachdem er seine Paladine zur Beschaffung von Juden für Bau“ und zum „Durchgreifen in den Niederlanden und „Italien“ angetrieben hatte, telefonierte er mit „Pappi“ in Gmund.

Kein Buch für den Büchertisch. Ein Band zum Grausen. Ein Menetekel auf Papier, zum Denken und Gedenken. Unvermeidlich. Unverzichtbar.

ANDREAS KILB

Matthias Uhl u. a. (Hg.), Die Organisation des Terrors. Der Dienstkalender Heinrich Himmlers 1943-1945. Piper, 1168 Seiten, 48 Euro

IM HIMMEL

RAIMUND FELLINGER

VON JULIA ENCKE



Zuletzt haben wir um im Sommer im neuen Gedächtnis des Suhrkamp Verlags, das der Architekt Roger Bunschlicht in Berlin-Mitte gebaut hat. Raimund Fellingner war schon von der Krankheit gezeichnet und dennoch euphorisch und empfänglich für ein Gefühl des Aufbruchs. Inmitten des völlig neu und modern ausgestatteten Verlags schien der Cheflektor der einzige Mitarbeiter mit alten Heilschreibungen zu sein – nicht irgendwelchen Schreibweisen, sondern denen der Verleger Siegfried Unseld und Peter Suhrkamp, die jetzt hier bei ihm standen. Sein Büro mit nach dem Umzug „auf aufgeräumt“, fand Fellingner an diesem Tag. Die Fahnen, die sich vorher auf seinem Schreibtisch geniert und pelzbar vorzog er dann aber doch noch unverhofft Schriftstücke oder Sonderdrucke, die er einem unter die Nase hielt. Denn so sah er sich als Vertreter der Literatur. Um die Literatur ging es, nicht um ihn. Jedenfalls sagte er es – bescheiden und doch nicht frei von Einzelkeit – diesen Eindruck zu vermitteln.

Am 1. Juli 1970 war sein erster Arbeitstag bei Suhrkamp gewesen. Seither war Fellingner 1970 im Saarland geboren, Sohn eines Postbeamten und einer Hausfrau, aufgewachsen in einem Haushalt, in dem es praktisch keine Bücher gab. Student der Germanistik, Linguistik und Politikwissenschaft, geliebt. Als er an seinem ersten Tag im Verlag in Frankfurt ankam, hat er einmal erzählt, meldete er sich unter dem Empfang und wurde dann zu Günther Busch geführt, der damals die „Edition Suhrkamp“ leitete. Ein Jahr später war er selbst der Leiter, blieb es zwanzig Jahre und nannte sich gern „Methusalem“ unter den Suhrkamp-Lektoren, zuständig für die „großen“ Lektoren. Uwe Johnson, dessen Lektor Fellingner wurde, starb 1984, kaum 50 Jahre alt; Thomas Bernhard starb 1986 und Wolfgang Köppen 1996.

Die Arbeit bei Suhrkamp gab die großen Briefwechsel der Autoren mit ihrem „Ermöglicher“-Verleger Siegfried Unseld heraus, die zu den interessantesten Zeugnissen der deutschen Literaturgeschichte gehören. Köppen verspricht über Jahre hinweg, das vereinbarte Buch endlich zu liefern, gibt seinen Verlagsverhältnissen aus, macht einen Haufen Schulden, geht gut essen, trinkt Bordeaux, mietet teure Wohnräume, schreibt Literaturromane, aber nicht das versprochene Buch. Unseld hält dennoch an ihm fest. Oder der un-

widergebliche Briefwechsel mit Thomas Bernhard, der seinen Verleger beinahe in den Wahnsinn trieb. Fellingner betreute aber auch lebende Autoren: Marcel Beyer, Peter Handke, Albert Ostermaier, Friedrich Ani, Ralf Rothemann, Peter Sloterdijk, Volker Braun oder Marie NDiaye.

Langsam war die Geschichte des Suhrkamp Verlags die eines Königsplatzes, gab Unseld wie der charismatische Alteinhaber, der seinem Sohn Joachim die Nachfolge im Verlag versprochen hatte. Als der Paragraf nach dem von Joachim Mutter Hildegard trennte und die Schriftstellerin, Schauspielerin und spätere Verlegerin Ulla Berkowicz heiratete, überwarf sich Vater und Sohn. Es kamen als Thronfolger-Kandidaten neue Leute, die Unseld holte und wieder entließ. (Thodi von Wolfenden oder Christoph Buchwald, nach dem Tod des Verlegers Günter Berg. Aber Raimund Fellingners Name fiel als Kronprinz nie. Warum nicht, vielleicht hatte er da schon länger angefangen zu schreiben. Und vielleicht werden bald andere Lektoren und Lektorinnen kommen und diese möglicherweise besprochen Notizen herbringen und seine Arbeit auf diese Weise fortsetzen. Oder die Briefwechsel zwischen Raimund Fellingner und seinen Autoren, die sich mit seiner Frau schreibt. Literaturromane, aber nicht das versprochene Buch. Unseld hält dennoch an ihm fest. Oder der un-

„Irgendwann, später einmal, werde er sich die Zeit nehmen und eine Biographie über Siegfried Unseld schreiben, hat Raimund Fellingner gesagt. Das sei kein leichtes Unterfangen. Das Problem sei, das richtige Verhältnis von Distanz und Kritik zu finden, auch weil es extrem viele Selbstzweifeln von Unseld gebe. Er sagte das vor zehn Jahren – und wer weiß, vielleicht hatte er da schon länger angefangen zu schreiben. Und vielleicht werden bald andere Lektoren und Lektorinnen kommen und diese möglicherweise besprochen Notizen herbringen und seine Arbeit auf diese Weise fortsetzen. Oder die Briefwechsel zwischen Raimund Fellingner und seinen Autoren, die sich mit seiner Frau schreibt. Literaturromane, aber nicht das versprochene Buch. Unseld hält dennoch an ihm fest. Oder der un-

„Irgendwann, später einmal, werde er sich die Zeit nehmen und eine Biographie über Siegfried Unseld schreiben, hat Raimund Fellingner gesagt. Das sei kein leichtes Unterfangen. Das Problem sei, das richtige Verhältnis von Distanz und Kritik zu finden, auch weil es extrem viele Selbstzweifeln von Unseld gebe. Er sagte das vor zehn Jahren – und wer weiß, vielleicht hatte er da schon länger angefangen zu schreiben. Und vielleicht werden bald andere Lektoren und Lektorinnen kommen und diese möglicherweise besprochen Notizen herbringen und seine Arbeit auf diese Weise fortsetzen. Oder die Briefwechsel zwischen Raimund Fellingner und seinen Autoren, die sich mit seiner Frau schreibt. Literaturromane, aber nicht das versprochene Buch. Unseld hält dennoch an ihm fest. Oder der un-

IM HIMMEL

GERMANO CELANT

VON KOLJA REICHERT



Der Wechsel von der künstlerischen Leistung der Fondazione Prada an jene andere große Ausstellungshalle, den Himmel, fiel Germano Celant nicht schwer. Im Grunde veränderte sich der Alltag des einflussreichsten Kunsthistorikers Nachkriegsitaliens kaum. Schon in seinem vorigen Zuhause, einem Mailänder Fabrikgebäude, hatte er sich ein weites Blickfeld gewöhnt. Und das 2005 eröffnete neue Mailänder Gelände der Fondazione Prada mit seinen langen Fabrikhallen und dem goldenen Wurm, von Rem Koolhaas so verwegend vernahmt wie früher die Mode in den Raum gewachsener Giorgio de Chirico, ohnehin schon direkt an der Grenze zur Immaterialität.

Sein Leben lang hatte der 1940 geborene Genueser gegen den Fetisch des Bildes angebetet: 1977 polemisierte er im berühmten gewordenen Manifest „Notes for a Guerilla“ in der Zeitschrift „Flash Art“ gegen die Pop-Art und stellte ihre arme Kunst, die von ihm geäußerte Arte povera, entgegen: die roh an die Wand genagelten Leinwände von Jannis Kounellis, die Iglus aus gebranntem Lehm von Mario Merz, die Kleiderhaken Michelangelo Pistoletto. Stetsch spazierte Celant als Anwalt geistiger Finesse und existenzialistischen Risikos durch eine immer bantrere, immer vulgäre Kunstwelt, die ihn dafür fürstlich entlohnte. 1988 wurde er Senior Curator am New Yorker Guggenheim, 1993 wechselte er zur Fondazione Prada, wo er bis zuletzt einige der bedeutendsten Ausstellungen überhaupt verantwortete.

Zusammen mit Harald Szeemann hatte Celant das Berufsbild des Kur-

ators begründet, das im selben Maß an Format gewann, wie sich die Werke der Künstler zurückziehen auf Fetten oder auf dem Boden liegende „Himmel-Telefon“ – so in Szeemanns Ausstellung „When Attitudes Become Form“ 1969 in Bern, die im Anschluss an Duchamp die Entmaterialisierung des Werks beförderte und bis heute entscheidend unverwundlich ist für alle, was an der Gegenwartskunst nervt oder fasziniert.

Celant, der Szeemann beraten hatte, hielt die Eröffnungstreue. Und behielt das letzte Wort, als er 2013 die gesamte Ausstellung rekonstruierte – wobei sich der Grundriss der Kunsthalle Bern mit dem venezianischen Palazzo kreuzte, in den die noch existierenden Werke oder deren Rekonstruktionen gehängt und gestellt wurden. Unter Celant wurde die Kunstinstitution selbst zum Künstler, die Ausstellung zu einem Werk der Arte povera, halb auf der Erde, halb im Himmel. Zugleich war ihr Doppelcharakter – einerseits Modell, andererseits reale Verkörperung – ein verblüffender Kommentar zur Durchdringung der Wirklichkeit mit ihren digitalen Modellierungen.

Mit derselben Artliebe, die natürlich nur mit dem schürz ungeborenen Mittel der Prada-Stiftung möglich ist, präsentiert Celant dann 2018 eine vollständige Geschichte der Kunst unter Massimo Osti. Raimund Fellingner wanderte man durch Rekonstruktionen der damaligen Ausstellungen, und der Fetisch des Kontakts siegte über den Fetisch der Bilder.

Germano Celant, Botschafter des Jenseits, verstarb am Mittwoch im Mailänder San-Raffaele-Krankenhaus an den Folgen von Covid-19.

Kürzer gefasst. Weiter gedacht.

Die wichtigsten Themen. Kompakt aufbereitet und eingependelt.

Das Magazin für Politik, Wirtschaft und Kultur

Jetzt gratis testen auf fazwoche.de

So viel Wirklichkeit wie möglich

Von Peter Körte

FRANKFURTER ALLGEMEINE SONNTAGSZEITUNG, 3. MAI 2020, NR. 18

MEDIEN 39



Das Leben nach dem Krieg: Menschen gehen ins Kino, ein amerikanischer GI feiert mit zwei Frauen, Trümmerruinen räumen den Schutt von den zerstörten Straßen.



So viel Wirklichkeit wie möglich

Zeigen, nicht sagen: Volker Heises dokumentarische Filmerzählung „Berlin 1945 – Tagebuch einer Großstadt“

Das im Rückblick alles klarer wird, was dem Zeitgenossen undurchsichtig blieb, das ist die Perspektive, mit der jede Form von Geschichtsschreibung leben muss. Sie kann diese Situation allerdings reflektieren, statt sich einfach einer rückwärtsgerichtetem Teleologie zu überlassen, in der am Anfang immer schon feststeht, was am Ende sein wird. Und sie kann hoffen, dass ihr Quellen in die Hände fallen, aus denen sich zwar nicht ergibt, „wie es eigentlich gewesen ist“ (Ranke), aber immerhin, wie es die damaligen sahen, die ihre Zukunft nicht kennen.

Im Falle von Volker Heises profanem Film „Berlin 1945 – Tagebuch einer Großstadt“, den man, wenn man exakt sein will, eine dreistündige dokumentarische Filmerzählung nennen muss, gibt es ein paar dieser seltenen Fundstücke unter den Texten, aber auf ganz andere Weise, auch beim Bildmaterial. Das Buch „Backfisch im Bombenriegel. Das Tagebuch der Gitti K.“ zum Beispiel von Brigitte Eicke, das mehr als fünf Jahrzehnte als Typskript im Bestatzen lag, bevor es 2003 erschien: knappe Einträge ohne Schölen auf die Nachwelt, aus dem Moment heraus, ohne Reflexion. Oder die Aufzeichnungen einer französischen Ärztin, die im Sommer 1945 im Berliner Gertraudenkrankenhaus arbeitete bis zur völligen Erschöpfung, beschäftigt mit schweren Verwundungen und mit zahlreichen Fällen von Hippie-Infektionen der Verwundungen. Oder Briefe aus dem Bezirksamt Neukölln, die viele Sonderanträge auf Altbauvergütung im Sommer 1945 dokumentieren.

Ein Erzähler geibt durch seinen Berlin-Roman „Außer Kontrolle“ (2007) treib die Idee, das Jahr 1945 in Tagebuchform zu erzählen, voran – indem er erst ein vielstimmiges Echo nachschreibt, bevor er sich auf die Suche nach Bildern macht. Erzählen auf „Augenhöhe“ nennt er das, ohne Kommentar, mit dem Horizont der Schreibenden. Ein Mosaik der Erfahrungen und Erlebnisse, das insofern über sich hinausweist, als die Zuschauer wissen, was kommen wird.

Natürlich kannte er Walter Kempowski Megatonnenwerk „Echolot. Ein kollektives Tagebuch“, es fällt einem ja auch sofort als Modell für den Film ein. Heise hat auch in Kempowskis Nachlass munter mit Fragen der Glaubwürdigkeit der Zeugen befasst. Viele Erinnerungen seien „unehrlich fräsiert“, sagt er, manche wollten kurz nach dem Krieg wiesichtiger gewesen sein. Das gilt auch für das „rekonstruierte“ Tagebuch „Wer bei Borkowski, der als 16-jähriger Flakhalter in sowjetische Gefangenschaft geriet, 1980 publiziert hat, als das Original längs nicht mehr existierte. Dennoch kommen Borkowskis Eintragungen unter den rund hundert verschiedenen Stimmen im Film sehr häufig vor. Ein häufige wie die von Brigitte Eicke. Sein Film sei, sagt Heise, eben „eher Erzählung“, die „so viel Wirklichkeit wie möglich“ anstrebt. Bei Einblendung der strengen Standards historischer Forschung wäre das nicht zu bewältigen gewesen.

Die Lieben Kollegen
VON HARALD STAUN

In seiner Talkshow „Käse in Dinner“ empfing Manfred Aboldoll seine Gäste an einem sehr ungewöhnlichen Ort: im Innern eines alten russischen U-Boots. Als Aboldoll im Dezember die Verpöde der Nannen-Preise moderierte, hatte er die sowjetische Phantasiemilieu, die er in seiner Sendung trägt, gegen ein gestreiftes T-Shirt und ein legeres Sakko eingetauscht, sonst aber ertränkte das Ambiente eher als eine kleine Show als an den Pomp, den die Veranstaltung bisher so gerne zelebrierte. In einem Raum mit jugendlichen Vorhängen saß der Gastgeber am Schreibtisch, der einmal Henri Nannen gehörte, statt einer großen Büchse gab es eine kleine Vitrine, in die Aboldoll nach und nach Fotos der Preisträger hinein-schickte. Doch sowohl er als die historische Entmutigkeit dieser „Agitation“ Form der Preisverleihung schmerzte und die Zuschauerinnen zu einer ungenügenden Stimmung aufforderte („Schlimm Sie sich nicht, machen Sie einfach mit, öffnen Sie jetzt schon mal die Champagner-Flaschen!“), so sehr bildete der Preis durch die heruntergelassene Inszenierung nach noch dem Ken Autorität ein, der nach dem Relotius-Skandal noch übrig geblieben war. Die ganze „Show“ wirkte wie der hilflose Versuch, den alten Henri für ein junges YouTube-Publikum umzusetzen – nicht wie die Verleihung des wichtigsten deutschen Journalismuspreises, sondern wie ein lustiges Voting, in dem zwei YouTuber, Aboldoll und sein Gast Florian Gess, offenbar Chefredakteur eines Magazins namens „Stern“, die coolsten Journalisten des Jahres feierten. Man sieht zielgruppenmäßig und steif schon nach einer halben Stunde mit einem nicht näher definierten Schamweinerglas ein, wie allem in der seltsamen Annahme, dass das Publikum an den Bildschirmen aboldollmäßig schon einen Versuchung hatte, denn „wer weiß, was zu Hause schon los ist“. Dass man den Preis für Rezzo und sein CDU-Videos als dramatisches Höhepunkt an den Schluss gesetzt hatte, verstand sich fast von selbst.

Mit dem Bildmaterial sei es noch schwieriger gewesen, erzählt Heise im Gespräch. Er habe das Projekt übernommen, als es zur Berliner Firma zero ein Film kam. „Keiner wusste, wie“, beschreibt er den Zustand. Und Heise, maßgeblich beteiligt am Großprojekt „24 Stunden Berlin“ (2009), im westmün-

stern Obergeflügel zu nehmen, der Ende Februar sagt: „Jetzt stirbt die Stadt“, und dazu Bomben auf Berlin zu setzen. Oder eine Familie mit Gästen, Mitte April von der Schriftstellerin Hertha von Gebharde erfahren hat, dass es Nudeluppe und vom Grammophon „Die Zuhälter“ gab. Die Leichenberge in Bergen-Belsen, die in der Kamera sprechen, brauchen keinen zusätzlichen Text und Bild direkt ins zufälligen Schwanz von Veit Harlan „Opfergang“, und schon schaut Kristina Soderbaum einen an. Und eine Schülerin ist etwa 30 sowjetische Kameramänner unterwegs waren.

Im Grunde hat Volker Heise nur gemacht, was sich Kempowski schon von Walter Benjamin zu eigen gemacht hat: „Methode dieser Arbeit literarische Montage. Ich habe nichts zu sagen. Nur zu zeigen.“ Diese Methode geht natürlich nie ganz auf, weil auch die „Collage“, wie Heise seine Arbeit nennt, durch die Auswahl, die Proportionen, die Verdichtungen und Ellipsen etwas sagt. Und manches auch wieder sagen noch zeigen kann, weil einfach das Material fehlt. Er hätte gerne etwas von den mehr als fünf-hunderttausend Flüchtlingen erzählt, die 1945 durch Berlin zogen, sagt Heise, oder von den Sprachkammerverleihen, die der Entnazifizierung dienen sollten.

Es ist genaugen gesagt und gezeigt am Ende der Rede, was er eine gut austarierte Balance von Dokumentation und Erzählung, eine Form, die möglich geworden ist, weil die Zeit der ideologischen Inanspruchnahmen vorbei ist. Es ist zu lange her, was auch heißt: Die Zeitzeugen sterben nicht mehr aus. Sie sind lange tot. Von den Protagonisten im Film lebt heute nur noch die damals 15-jährige Christa R. PETER KÖRTE

Jazz oder die Kunst, alles Schwere leicht klingen zu lassen

Wo ist ein Filmmusikrevisor seine erste Netflix-Serie spielen? Wo darf man während Corona gerade nicht hin? Weil die Antwort auf beide Fragen die gleiche ist, weil man ausgehen nach Paris fahren will, aber es nicht kann, weil man, weil man ins Kino gehen will, aber es nicht kann, ist das Timing von Damien Chazelles „The Eddy“ besonders gut. Es spielt in einem Jazzclub. Einem Jazzclub in Paris, für den es als junger Regisseur den Oscar gewann, konnten Jazz nur in Konkurrenz zum Schauden

„La La Land“-Regisseur Damien Chazelle stellt in seiner Serie „The Eddy“ die Musik in den Vordergrund



Julie (Amanda Stenberg) und ihr Vater Elliot (André Holland)

spiel unterbringen (immerhin dürfen dort das erste und der endgültige Abschied der beiden Hauptfiguren in einem Jazzclub stattfinden). In „The Eddy“ hat die Musik Vorrang. Sämtliche Stücke, die dort zu hören sind, wurden für die Combo der Serie neu geschrieben, von Glen Ballard und Randy Kerber, der auch den Pianisten spielt. Alle Schauspielerei beherrschen ihre Instrumente, und singen selbst. Oft geht es nicht um die Handlung, sondern ganz um den Klang.

Der Jazzclub in „The Eddy“ heißt „The Eddy“. Er gehört Elliot (André Holland aus „Moonlight“) und Fird (Ihar Rahim aus „Ein Prophet“), die sich um die Buchhaltung. Elliot ist für die Musik zuständig und leitet die Jazz-combo des Clubs. In Amerika war er ein unbekannter Pianist, unter Vertrag bei Blue Note, bis sein Sohn starb. Nun spielt er bloß noch nachts manchmal, weil die letzten Gäste gegangen sind, und nur die Sängerin Maja (Joanna Ku-

zählt deren Perspektive und Hintergrund. Alle haben irgendein Päckchen zu tragen, das aber vor allem darin sichtbar wird, wie die Musiker es in die Luft werfen und auf ihm Schlagzeug spielen, wie sie aus ihm heraus spielen und singen. Das hier ist schließlich Jazz, also die Kunst, alles Schwere möglichst leicht klingen zu lassen. Eine Trauerfeier wird nur Janssen. Das jüngste Liebespaar der Serie, das einzige, dem man dabei zusehen darf, wie sie sich verlieben, sagt zusammen. Die unruhige Handkamera zeigt niemals Metro- oder Straßenschilder, findet dafür hinter jeder zweiten Tür eine Jazzorgel. Es geht hier nicht um Sichtgebung und nicht um Sozialrealismus, es geht um Swing. Und um die vielen Ohrwürmer, die man aus der Serie mitnimmt.

In anderen Zeiten wäre man mit ihnen ausgegangen. Jetzt beginnt man mit ihnen gleich noch mal bei der ersten Folge. Hach. JULIA DETTKE

Peter Körte: „So viel Wirklichkeit wie möglich“, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 3.05.2020, Seite 39.

Man wird stumpf und unempfindlich, man verliert alle Gefühle Spiegelgespräch

»Man wird stumpf und unempfindlich, man verliert alle Gefühle«

SPIEGEL-Gespräch Die Prager Jüdin Dita Kraus hat vier nationalsozialistische Konzentrationslager überlebt. Nun, 75 Jahre nach ihrer Befreiung aus Bergen-Belsen durch britische Truppen, erzählt sie erstmals von ihrem Leidensweg durch den Holocaust.

Die Wachleute der SS hatten sich schon aus dem Staub gemacht, als britische Soldaten am 15. April 1945 das KZ Bergen-Belsen in der Lüneburger Heide erreichten. Den Befreiern boten sich schreckliche Bilder: Tausende Leichen, Tausende extrem unterernährte, kranke Häftlinge, darunter auch die 15-jährige Edith Polach. Der Teenager stammte aus einer bildungsbürgerlichen deutsch-jüdischen Familie in Prag, der Vater war Rechtsanwalt. 1949 zog Edith, oder »Dita«, wie sie sich nennt, mit ihrem Mann, dem Auschwitz-Überlebenden Otto Kraus, nach Israel, wo sie später als Lehrerin arbeitete.

Ihre Erinnerungen erscheinen am 5. Mai unter dem Titel »Ein aufgeschobenes Leben«*. Sie schildern die Odyssee des jungen Mädchens durch das nationalsozialistische Lagersystem – eine finstere, menschenfeindliche Welt, in der Dita und ihre Leidensgefährten nur überleben konnten, weil sie darauf vertrauten, dass ein anderes, besseres Schicksal auf sie wartete. Der SPIEGEL traf die 90-jährige Dita Kraus im vergangenen Dezember in ihrer Wohnung in der Küstenstadt Netanja am Mittelmeer.

SPIEGEL: Frau Kraus, Sie sind als junges Mädchen mehr als zwei Jahre lang in deutschen Konzentrationslagern gequält worden. Wie sehr beschäftigen Sie diese Erfahrungen heute?

Kraus: Die Erinnerungen sind natürlich ständig da. Manchmal verwischen sie aber ein wenig. Dann fragt man sich, ob das alles wirklich geschehen ist.

SPIEGEL: Sie zweifeln nicht ernsthaft daran, oder?

Kraus: Es beschäftigt mich. Irgendwann erinnerte ich mich, dass ich kurz nach der Befreiung in Bergen-Belsen gefilmt worden war. Und ich erfuhr, dass im Imperial War Museum in London Filmaufnahmen aus dieser Zeit existieren. Ich fuhr also hin – es war, glaube ich, im Jahr 2002 – und saß dann erst mal einen ganzen Tag dort im Archiv, schaute mir die alten Filme aus Bergen-Belsen an und fand nichts, es war furchtbar, ich sah nur das Elend, die Leichenberge. Am zweiten Tag aber gegen Mittag sah ich auf einmal Eva Kraus, die Cousine meines späteren Mannes, mit einem blauen Kopftuch mit weißen Punkten. Ich hatte auch so eines.

SPIEGEL: Das gleiche Kopftuch?

Kraus: Ja, kurz nach der Befreiung hatten wir einen Mantel aus dem Magazin der Deutschen gestohlen, in dem diese beiden Kopftücher in der Tasche steckten. Eva hatte sich wie ich gleich als Dolmetscherin

bei den Engländern gemeldet. In dem Film sah man, wie sie die Befehle der Engländer an die Deutschen übersetzte. Kurz danach erkannte ich dann plötzlich mich selbst im Gespräch mit einem britischen Soldaten in einem Jeep. Ich stoppte den Film und saß erst mal sprachlos da, mein Herz schlug mir bis zum Hals. Erst nach ein paar Minuten konnte ich den Herrn vom Archiv rufen und sagen: Ich habe mich gefunden.

SPIEGEL: Was hat das für Sie bedeutet?

Kraus: Eine Bestätigung, dass das wirklich stattgefunden hat, dass meine Erinnerung stimmte. Man erinnert sich ja an alles Mögliche. Aber das ist etwas Physisches, Materielles, wenn man es nun nach so vielen Jahren auch richtig in einem Film sieht. Bergen-Belsen, meine Zeit dort war Wirklichkeit gewesen, und es war festgehalten worden. Das war sehr, sehr wichtig und bewegend für mich.

SPIEGEL: Aber Sie haben wahrscheinlich noch mindestens eine weitere sehr reale Erinnerung.

Kraus: Sie meinen die Tätowierung mit der Nummer aus Auschwitz? Ja, die habe ich immer noch. Aber man erkennt sie kaum, weil ich mich an der Stelle verletzt habe. Die Narben haben die Nummer unleserlich gemacht.

SPIEGEL: Wo und wann begann Ihre Odyssee durch die deutschen Konzentrationslager?

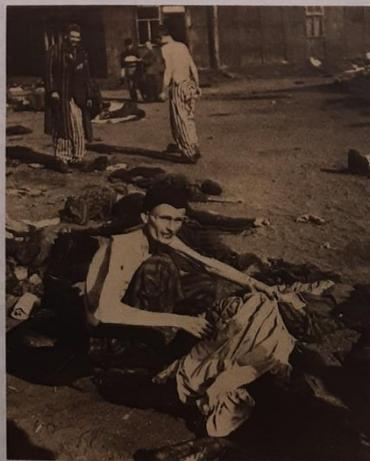
Kraus: In Theresienstadt. Im November 1942 wurden meine Eltern und ich von Prag dorthin gebracht.

SPIEGEL: Wussten Sie, was Sie dort erwartete?

Kraus: Nein, ich wusste nur, dass viele jüdische Freundinnen und meine Großeltern schon dort waren. Mehr wusste ich nicht.

SPIEGEL: Und wie haben Sie die Ankunft in Theresienstadt erlebt?

Kraus: Anfangs war es sehr chaotisch, ich musste mit meiner Mutter zusammen in



Ex-Häftlinge in Bergen-Belsen 1945
»Weder Nahrung noch Wasser, nichts«

* Dita Kraus: »Ein aufgeschobenes Leben«. Aus dem Englischen von Cornelius Hartz. Wallstein; 488 Seiten; 25 Euro.



JONAS OPPERSKALSKI / DER SPIEGEL

NS-Opfer Kraus in ihrer Wohnung im israelischen Netanja: »Ich habe mich gefunden«

wechselnden Quartieren wohnen, meistens schliefen wir auf dem Boden. Wir erfuhren auch, dass der Großvater bereits gestorben war. Erst im Frühjahr 43 wurde es für mich besser, ich kam in das Mädchenheim, wo ich mit Gleichaltrigen zusammen sein konnte. Meine Eltern wurden in den Männer- und Frauenkasernen untergebracht und mussten mit bis zu 60 Menschen zusammen in einem Raum leben. Mein Vater kam damit gar nicht zu recht. Er war total unpraktisch veranlagt, wusste nicht mal, wie er seinen Essnapf

auswaschen sollte ohne warmes Wasser und Seife. Ich ging oft am Nachmittag zu ihm und half ihm mit diesen Sachen.

SPIEGEL: Womit haben Sie Ihre Zeit verbracht?

Kraus: Wir Jugendlichen haben in den Gemüsegärten gearbeitet und auch heimlich Schulunterricht bekommen. Es bildeten sich Freundschaften. Und wir haben für diese berühmte Kinderoper geübt...

SPIEGEL: Für »Brundibár«?

Kraus: Ja, ich sang im Chor. Das habe ich sehr gern gemacht. Und wir waren eine

nette Gruppe von Mädchen und Buben, viele kannte ich schon aus Prag. Für die Kinder war es viel leichter zu ertragen als für die Erwachsenen.

SPIEGEL: Wussten Sie, dass Sie eines Tages nach Auschwitz deportiert werden würden?

Kraus: Es gingen immer wieder Transporte weg, aber wir wussten nicht, wohin. Es hieß nur »nach Osten«. Wir hofften bis zuletzt, dass wir nicht dabei sein würden. Aber am 18. Dezember 1943 war es dann so weit.

SPIEGEL: Können Sie sich noch an die Fahrt nach Auschwitz erinnern?

Kraus: Für mich begann damit eigentlich der Holocaust. Die Zustände in dem Viehwaggon, der uns nach Auschwitz brachte, waren nicht menschenwürdig. Zwei Nächte und einen Tag lang standen wir dicht gedrängt beisammen. Es war eng, dunkel, man bekam kaum Luft, es gab kein richtiges Fenster und keine Toilette, nur einen Eimer.

SPIEGEL: Können Sie sich noch an die Ankunft erinnern?

Kraus: Ganz genau. Der Zug war unterwegs immer wieder stehen geblieben, aber die Türen wurden nicht geöffnet. Dabei war der Eimer schon längst übergelaufen, man stand wirklich in den Exkrementen drin. Schließlich blieb der Zug wieder stehen. Die Türen wurden aufgerissen, helles Scheinwerferlicht blendete uns. Draußen standen Männer mit Stöcken. Sie brüllten: »Raus, raus.« Dann schlugen sie uns aus dem Waggon. »Frauen hier, in Fünferreihen aufstellen«, hieß es. Und weiter hinten warteten SS-Leute mit bellenden Wolfshunden, die nur mit Mühe gehalten werden konnten. In einer Baracke mussten wir dann bis zum nächsten Morgen warten, auf dem kalten Betonboden.

SPIEGEL: Sind Sie gleich von den Eltern getrennt worden?

Kraus: Nein, nur vom Vater, der blieb bei den Männern. Wir Frauen mussten am Morgen unter die kalte Dusche und von dort bei zehn oder zwölf Grad Minustemperatur nackt über den Hof zu einer anderen Baracke laufen, ohne Handtuch, so nass, wie wir waren. Dort bekam man aus einem Haufen alter Kleider einige Stücke zugeworfen. Und aus einem anderen Haufen erhielt man zwei verschiedene Schuhe, keine Paare. Dann wartete man stundenlang auf die Tätowierung, zwischendurch gab es weder Wasser noch Essen.

SPIEGEL: Die Neuanrücklinge aus Theresienstadt kamen in der Regel ins sogenannte Familienlager in Birkenau.

Kraus: Ich kann mich noch an eine Frau erinnern, immer wieder sehe ich sie vor mir. Sie hatte weiße Haare und stand auf der Ladefläche des Lastwagens. Als er losfuhr, fiel sie auf den Boden. Sie trug eine

Art Pelerine, die breitete sich aus wie ein Segel und deckte sie auf der Erde zu. Ihr Haar war wie ein Heiligenschein um sie ausgebreitet, und sie blieb bewegungslos liegen. Wir standen dabei und durften nicht helfen. Aber sie hatte Glück. Es war ein viel leichter Tod als in den Gaskammern.

SPIEGEL: Wie haben Sie in Birkenau gelebt?

Kraus: Ich kam mit meiner Mutter in den Block 6. Zweimal täglich Zählappell, draußen in der Kälte in unseren dürrtigen, zerrissenen Kleidern. Man bekam eine Suppe, ein Stück Brot und ein wenig Margarine am Tag, das war alles. Es gab auch keine Intimsphäre mehr. Man sah von allen alles. Die Latrine war eine lange Reihe von Löchern in einem Betonfundament.

SPIEGEL: Mussten Sie arbeiten?

Kraus: Alle mussten irgendwo arbeiten. Ich bekam eine Aufgabe im Kinderblock. Ich beaufsichtigte die Bücher, es waren aber nur zehn oder zwölf. Aus manchen Büchern konnte man den Kindern vorlesen, andere waren dafür nicht geeignet. Ich musste die Bücher an die Häftlinge ausgeben, die die Kindergruppen betreuten, einer von ihnen war übrigens mein späterer Mann, der mich aber keines Blickes würdigte, weil ich für ihn damals viel zu jung war.

SPIEGEL: Was geschah mit Ihrem Vater?

Kraus: Meinen Vater sah ich bei den Zählappellen und am Nachmittag auf der Lagerstraße. Im Februar erschien er dann eines Tages nicht mehr. Ich schlich mich am Abend in seine Baracke und sah ihn dort liegen, im mittleren Fach dieser dreistöckigen Betten, ungefähr auf Augenhöhe. Er reagierte nicht, seine Suppe stand noch neben ihm. Am nächsten Tag war er nicht mehr da.

SPIEGEL: Warum konnten Sie Auschwitz verlassen?

Kraus: Wir gingen eigentlich fest davon aus, dass man uns auch umbringen würde. Aber Ende Mai 44 wurde der Kinderblock plötzlich geräumt. Und es hieß, man schicke uns zur Arbeit. Wir glaubten das zunächst gar nicht, weil man uns immer nur belogen hatte. Es gab aber eine Selektion bei Josef Mengele. Wir mussten uns oben herum ausziehen und drei Dinge sagen: Alter, Häftlingsnummer, Beruf.

SPIEGEL: Warum mussten Sie sich ausziehen?

Kraus: Weil man wissen wollte, ob wir kräftig genug zum Arbeiten sind. Als ich drankam, sagte ich »16«, obwohl ich noch nicht einmal 15 war, »73305« und »Malerin«. Da fragte er: »Porträtmalerin oder Zimmermalerin?« Ich: »Porträtmalerin.« Und er: »Kannst du mein Porträt malen?« Ich, mit Herzklopfen und schrecklicher Angst: »Jawohl.« Mengele daraufhin: »Geh weiter.« Meine Mutter kam zuerst nicht in meine Gruppe, stellte sich aber

einfach noch mal hinten an, zwischen zwei Frauen, die ganz mager und schwach waren. Und diesmal hatte sie Glück und kam in meine Gruppe, Mengele hatte nichts gemerkt, denn er blickte nicht auf die Gesichter. Bevor wir losfuhren, wurden wir noch ein paar Tage im Frauenlager von Birkenau untergebracht. Da war es wirklich schlimm, viel schlimmer als im Familienlager. Erst als wir endlich im Zug saßen und ein Stück Brot in der Hand hielten, wussten wir, dass wir nicht in die Gaskammer kamen.

SPIEGEL: Wussten Sie, wohin Sie fuhren?

Kraus: Nein, damals nicht. Der Waggon hatte aber immerhin Stroh, auf dem man sitzen oder liegen konnte. Irgendwann kamen wir im Hamburger Freihafen an.

»Die Leute wollten zur Latrine gehen, sie setzten sich auf den Boden, fielen um und waren tot.«

Nach den vielen Bombenangriffen sollten wir dort den Schutt wegräumen. Wir mussten auch Bombenkrater zuschütten, eine grässliche Arbeit. Eines Tages durften wir ausnahmsweise in einer Kantine zu Mittag essen, aber erst nachdem alle Arbeiter weggegangen waren. Ein Junge, wahrscheinlich ein Lehrling, guckte mich allerdings so merkwürdig an und ging auch nur ganz langsam weg, schaute immer nach mir. Und er ging am nächsten Tag mehrmals dort vorbei, wo wir arbeiteten, machte mir ein Zeichen, dass er etwas für mich versteckt hatte, es war ein Sandwich.

SPIEGEL: Haben Sie jemals mit ihm sprechen können?

Kraus: Nein, ich weiß nicht mal, wie er hieß. Er war ungefähr 16 Jahre alt. Aber es war so wichtig, wenn etwas Positives geschah. Das behielt man in Erinnerung. Wir sind dann noch zu anderen Arbeitseinsätzen nach Hamburg-



Kraus beim SPIEGEL-Gespräch*
»Die Erinnerungen sind ständig da«

Neugraben und Tiefstack gebracht worden.

SPIEGEL: In Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme also.

Kraus: Dann wurde die Fabrik in Tiefstack bombardiert, und wir mussten die Verletzten bergen. Ich fürchtete für einen Moment, dass auch meine Mutter zu den Opfern zählte, aber sie war zu diesem Zeitpunkt glücklicherweise an einem anderen Platz.

SPIEGEL: Hat Ihre Mutter Sie die ganze Zeit begleitet?

Kraus: Ja, aber sie hielt sich eher bei den älteren Frauen auf, ich bei den jungen.

SPIEGEL: Selbst in so einer Situation verhielten Sie sich wie ein Teenager?

Kraus: Ja, man vertraute sich doch eher den gleichaltrigen Freundinnen an. Wir Mädchen haben immer zusammengehalten.

SPIEGEL: Aber es hat Ihnen schon geholfen, dass die Mutter in Ihrer Nähe war?

Kraus: Bestimmt, sie war bis zum Schluss fast immer an meiner Seite, auch in Bergen-Belsen.

SPIEGEL: Wann kamen Sie dort an?

Kraus: Das weiß ich nicht mehr so genau, Anfang April 1945 vielleicht. Ich weiß aber noch, dass wir bei einer Bahnstation anhielten, und auf dem Nebengleis stand ein Waggon mit Rüben, Tierfutter. Die haben wir uns geholt und gleich gegessen, ohne sie zu kochen. So groß war der Hunger.

SPIEGEL: Und was erwartete Sie in Bergen-Belsen?

Kraus: Schon als wir ankamen, sahen wir Tote, die nicht begraben waren. So etwas kannten wir aus Auschwitz nicht, die Leichen wurden dort immer sofort weggeholt. Bald war der ganze Boden bedeckt mit Kot und mit Toten. Man konnte die Baracke nicht verlassen, ohne in den Kot zu treten oder über die Leichen zu stolpern. Es gibt ja Filmbilder davon.

SPIEGEL: Was macht so eine Erfahrung mit einem jungen Mädchen?

Kraus: Man wird stumpf, unempfindlich. Man verliert alle Gefühle.

SPIEGEL: Aber Sie hatten diesen Überlebenswillen?

Kraus: Schwer zu sagen, ich kann das nicht richtig ausdrücken.

SPIEGEL: Und Ihre Mutter?

Kraus: Die wollte irgendwann nicht mehr. Sie saß auf dem Boden, die Haare ganz zerrauft. Eine Freundin und ich sprachen mit ihr, sagten: Das geht so nicht, du darfst nicht aufgeben. Und dann hat sie sich noch mal zusammengenommen, ein oder zwei Tage später kamen die Engländer.

SPIEGEL: In Bergen-Belsen gab es in den letzten Tagen vor der Befreiung nichts mehr zu essen. Wie reagiert der Körper auf den Hunger?

* Mit dem Redakteur Martin Doerry in Netanja.



Internierte Polach in Theresienstadt 1942, Polach-Skizze aus Theresienstadt: »Bis zu 60 Menschen in einem Raum«

Kraus: Die Natur folgt bestimmten Gesetzen, wenn keine Nahrung mehr da ist. Sie weiß, worauf man verzichten kann: zuerst die Fettschicht, danach die Muskeln. Die Brüste gehen weg, werden ganz flach, der Bauch sinkt ein, die Oberschenkel bilden sich zurück. Ich konnte am Ende zwischen meine Oberschenkel die ganze Hand legen, normalerweise gibt es bei einer Frau kaum Raum dazwischen. Der Körper weiß genau, was wesentlich ist und was möglichst lange erhalten bleiben muss.

SPIEGEL: Wann wurde der Hunger unerträglich?

Kraus: Zum ersten Mal in Auschwitz. Dann, beim Schutträumen im Hamburger Hafen, wurde es sogar etwas besser, man fand immer noch irgendetwas Essbares. Wir haben zum Beispiel nach den Keller- eingängen der zerstörten Häuser gesucht. In den Kellern fand man vielleicht noch ein paar Kartoffeln. Außerdem gab es in der Nähe italienische und französische Zwangsarbeiter, die hatten mehr zu essen und gaben uns etwas ab.

SPIEGEL: Und in Bergen-Belsen?

Kraus: Weder Nahrung noch Wasser, nichts. Nicht einmal eine Suppe. Die Leute wurden irgendwann krank und bekamen Durchfall. Dann wollten sie zur Latrine gehen, konnten nicht mehr, sie setzten sich auf den Boden, fielen um und waren tot.

SPIEGEL: Was passierte nach der Befreiung?

Kraus: Die Engländer stellten einen Wagen in die Mitte des Lagers, und man konnte sich dort Essen holen, Corned Beef, alles Mögliche. Aber meine Mutter war sehr klug. Nur Zucker und Milchpulver durften wir anfangs essen, und auch nicht alles auf einmal. Es sind nämlich viele noch nach der Befreiung gestorben, weil

ihr ausgehungertes Körper das Essen nicht vertrug.

SPIEGEL: Ganz am Anfang dieses Gesprächs haben Sie erzählt, dass Sie in Bergen-Belsen von den Engländern gefilmt wurden. In welchem Zusammenhang entstanden die Aufnahmen?

Kraus: Ich arbeitete als Dolmetscherin. Nach ein paar Tagen war ein Jeep mit einem Lautsprecher durch das Lager gefahren, und man hatte auf Jiddisch, Deutsch und Englisch gefragt, ob jemand übersetzen könne. Es meldeten sich drei Mädchen, darunter ich. Ich bekam eine Armbinde mit einem i für »interpreter«, Übersetzer, und war ganz stolz darauf. Bei der Arbeit wurden wir offenbar gefilmt.

SPIEGEL: Was mussten Sie übersetzen?

Kraus: Ich wurde einem Offizier zugeteilt, der die SS-Leute vernahm. Einmal musste ich übersetzen, als eine Aufseherin, die wir Bubi nannten, befragt wurde. Wir kannten Bubi schon aus Neugraben, sie hatte sich damals in Charlotte, das hübscheste Mädchen von uns, verliebt und kam immer abends zu ihr und unterhielt sich leise tuschelnd mit ihr.

SPIEGEL: War diese Aufseherin gefürchtet?

Kraus: Nein, sie hat uns zwar auch geschlagen, aber eher symbolisch, nicht so hart wie die anderen. Man wurde ja eigentlich immer geschlagen. Bubi schlug sogar häufig mit dem Stock nur gegen ihre Stiefel, wenn sie etwas von uns wollte.

SPIEGEL: Und warum wurde sie jetzt in Bergen-Belsen vernommen?

Kraus: Ein paar Tage vor der Befreiung saß Bubi auf einmal unter uns Häftlingen auf dem Fußboden der Baracke, wieder in der Nähe von Lotte. Ich weiß nicht, ob sie da war, weil die Deutschen sie eingesperrt

hatten oder weil sie in der Nähe von Lotte sein wollte.

SPIEGEL: Wie hat sie sich beim Verhör Ihnen gegenüber verhalten?

Kraus: Als sie mich erkannte, war sie sehr überrascht. Als der britische Offizier für einen Moment den Raum verlassen hatte, bat sie mich um eine Zigarette.

SPIEGEL: Haben Sie das gemacht?

Kraus: Ja. Ich habe mir gedacht, dass ich nicht so unmenschlich bin wie die, die uns gequält haben.

SPIEGEL: Wann sind Sie zurück nach Prag gefahren?

Kraus: Ich bekam erst mal Typhus, war schwer krank. Meine Mutter pflegte mich. Wir warteten mehr als zwei Monate, bis die Quarantäne aufgehoben wurde, damit wir nach Prag zurückfahren konnten. Aber Mutter wurde auch krank, ihr Bauch war ganz geschwollen. Nach nur zwei Tagen war sie tot. Danach fuhr ich sofort nach Prag.

SPIEGEL: Lebte dort noch jemand aus Ihrer Familie?

Kraus: Eine nicht jüdische Tante, die ich sehr mochte, und, zu meiner großen Überraschung, meine Großmutter, die bis zum Ende in Theresienstadt geblieben war.

SPIEGEL: Können Sie sich noch an Ihre Empfindungen erinnern, als Sie nach alledem, was Sie erlebt hatten, Ihre Großmutter wiedersahen?

Kraus: Es war nicht so, wie man denken könnte. Ich war immer noch so abgestumpft. Ich kämpfte mit mir selbst in diesem Moment und wusste, ich sollte eigentlich weinen. Meine Mutter war gestorben, mein Vater auch, mein Großvater. Aber ich konnte nicht weinen.

SPIEGEL: Frau Kraus, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Dr. Martin Doerry: „Man wird stumpf und unempfindlich, man verliert alle Gefühle“, DER SPIEGEL „Glaube, Liebe Tapferkeit“, Nr. 16/2020.

Der Sommer der Befreiung

Von Susanne Beyer, Martin Doerry, Hauke Goos, Ulrike Knöfel, Timofey Neshitov, Alexander Smoltczyk

Reporter

Passanten in der Potsdamer Straße in Berlin im Juli 1945
(im Hintergrund das zerstörte Kaufhaus Wertheim)



Der Sommer der Befreiung

Zeitgeschichte Vor 75 Jahren begann in Europa der Frieden. Für die Deutschen wurden die Monate nach dem 8. Mai 1945 zur Zeit der Zigarettenwährung, des Hamsterns und der Selbstbefragung – Täter und Opfer irrten betäubt und verstört durch ein Land, das es so nicht mehr gab.

Georg Stefan Troller sitzt in seiner Wohnung, über den Dächern von Paris, vor sich ein Stück Kuchen, er hat sich bereit erklärt zu einer Reise in die Vergangenheit. Draußen liegt das 7. Arrondissement, Hagel schlägt an die Scheiben, Troller erzählt vom Krieg: wie er, der Jude aus Wien, als Soldat der U.S. Army zurückkehrte ins zerstörte Europa; wie er in München einzog, in die »Hauptstadt der Bewegung«; wie er an einem Tag in Hitlers Münchner Wohnung stand und wenig später durch das gerade befreite Konzentrationslager Dachau ging. Die Erschütterung von damals ist noch heute zu spüren, 75 Jahre danach.

Troller ist 1921 geboren, im Dezember wird er 99 Jahre alt. Der SPIEGEL hat ihn und andere Zeitzeugen besucht – in Paris und Hamburg, in Moskau, Bonn und Berlin. Wo die Pandemie einen Besuch unmöglich machte, haben die Redakteure Telefongespräche geführt. Ergänzt werden die Erinnerungen durch Tagebucheinträge, veröffentlicht (wie bei Thomas Mann) oder abgelegt im Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen (wie bei Annemarie und Johann von Duhn, Hans Diester, Insa Radomski und dem siebenjährigen Theodor Gruschka). Die Fragen waren immer dieselben: Was hat die Deutschen im Sommer 1945 beschäftigt? Was hat ihren Alltag bestimmt? Waren sie niedergeschlagen? Erschöpft? Beschämt?

Nicht alle Erinnerungen lassen sich auf den Tag genau datieren, mitunter hat die Berichterstattung über die Nachkriegszeit die persönlichen Eindrücke überlagert. Sicher ist: In der kollektiven Erinnerung begann der Sommer gleich am 8. Mai, nach der bedingungslosen Kapitulation. Er markiert einen Neuanfang und zugleich einen Übergang; 1945 war ein Epochenjahr. Mehr als sechs Millionen Tote allein in Deutschland (und mehr als 60 Millionen weltweit); sechs Millionen ermordete europäische Juden; mehr als eine Milliarde Tonnen Trümmer in deutschen Städten – das war die Gegenwart. Die Aufteilung Europas, der Zerfall der Welt in Blöcke, das heraufziehende Atomzeitalter – das war die Zukunft.

Was deutlich wird: Das Ende des Krieges ist nicht das Ende des Leids. Die Gewalt wirkt fort, über den Sommer, über die Jahre des Wiederaufbaus, über Generationen hinweg. Auffällig ist, wie groß die Sehnsucht nach dem Privaten war, nach Jahren der Massenmobilisierung und verordneten Volksgemeinschaft.

Und alle lernen in kurzer Zeit, was Freiheit bedeutet. Hans-Jochen Vogel, der spätere SPD-Vorsitzende, probiert das erste Kaugummi seines Lebens; der Journalist Wolf Schneider entwickelt eine Angst vor Brücken; Friedrich Nowotny, der spätere WDR-Intendant, tauscht bei US-Soldaten

Totenkopfringe gegen Zigaretten. Die Eheleute Annemarie und Johann von Duhn nähren aus Lappen und einer Hakenkreuzfahne die Flaggen der vier Siegermächte; Helmut Schmidt probiert aus, was man mit Ersatzkaffee alles machen kann; ein Gaststättenbetreiber aus Hamburg erkennt, dass »Hitler« ein schwieriger Nachname ist; Hans Modrow, viele Jahre später der letzte Vorsitzende des Ministerrats der DDR, begegnet einem Rotarmisten, der Heine zitiert. Marianne von Kretschmann, die spätere Marianne von Weizsäcker, sehnt sich nach dem Schulbeginn; Klaus von Dohnanyi fährt mit einem Damenrad durch Deutschland und genießt das unvergesslichste Frühstück seines Lebens; der kleine Theodor Gruschka beobachtet, dass bei einer Razzia mitunter auch »nackerte Weiber« zum Vorschein kommen. Im Pazifik wird noch gekämpft. Und Martin Walser lernt in diesem Sommer die Frau seines Lebens kennen.

9. Mai Einen Tag nach seinem Ende meldet sich das »Dritte Reich« ein letztes Mal. Der Panzerspähfunker Klaus Kahlenberg verliert um 20.03 Uhr auf dem Reichssender Flensburg eine Meldung: »Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt.«

Weder Oberkommando noch Wehrmacht sind zu diesem Zeitpunkt noch existent. Beide haben am Tag zuvor bedingungslos kapituliert. »Die deutsche Wehrmacht ist am Ende einer gewaltigen Übermacht ehrenvoll unterlegen. Wir brachten den Wortlaut des letzten Wehrmachtsberichts dieses Krieges. Es tritt eine Funkstille von drei Minuten ein.«

Die Stunde null dauert drei Minuten.



JAKOB SCHNETZ UND JANEK STROSCHEK / DER SPIEGEL

Nikolai Pudow, Jahrgang 1921 • Als Hauptmann der Roten Armee gehört er zu den Besatzern. Ein deutsches Wort hat er nicht vergessen: »Untermensch«.

Hans-Jochen Vogel pinnt seine Übersetzung einer Meldung aus der Armeezeitung »The Stars and Stripes« ans schwarze Brett. Das war seine Aufgabe im Gefangenenlager Coltano in der Nähe von Pisa: »Dinge, die ich für wichtig hielt, in deutscher Übersetzung an ein schwarzes Brett zu heften.«

Der Russe Nikolai Pudow, Hauptmann der Roten Armee und damit Besatzungssoldat, erlebt den ersten Tag des Friedens in einem Dorf an der Elbe, bei Wittenberg. In den Gasthäusern, sagt er, habe es nur so von verkleideten Militärs gewimmelt. Alle schön in Zivil, aber die Körperhaltung verriet sie als Offiziere. Seine Erinnerung: »Die Deutschen waren sehr eingeschüchtert. In den Ortschaften waren überall Plakate: ein Riesenohr, Feind hört mit, Rotarmisten mit blutigen Krallen statt Händen. Die meisten deutschen Wörter, die ich mal konnte, habe ich vergessen. »Untermensch« nicht.«

Bei Greifswald gerät ein junger Volksturmman in russische Gefangenschaft: Hans Modrow, 17 Jahre alt, wollte auf dem Bahndamm nach Hause laufen, nach Jasenitz. Was er nicht bedacht hatte: dass die Rote Armee gerade die Bahnlinien besonders scharf kontrolliert, aus Furcht vor Sabotageakten der Werwölfe.

Weit entfernt, in Los Alamos, tagt an diesem Tag erstmals das Interim Committee on Atomic Energy. Anwesend sind die Physiker Robert Oppenheimer und Enrico Fermi, General George Marshall und der spätere amerikanische Außenminister James F. Byrnes. Seit 1942 arbeiten Physiker in der Wüste von New Mexico an der Entwicklung der Atombombe. Ein paar Tage zuvor ist das Target Committee zusammengekommen. Thema dort: das Wetter – in Japan.

Der spätere Fernsehjournalist Georg Stefan Troller steht in Hitlers ehemaliger Wohnung am Münchner Prinzregentenplatz: »Sie war voll von amerikanischen Soldaten. Auch die Münchner wussten, dass es Hitlers Wohnung war, aber das hatte für sie keine Bedeutung mehr. Die Leute hungerten und waren in einem Zombiezustand. Aber wir Soldaten suchten natürlich nach Souvenirs.« In der Bibliothek des Führers stehen nur Karl-May-Bände.

In Potsdam-Babelsberg sitzen Annemarie und Johann von Duhn nachmittags auf der Terrasse ihres Hauses. Er ist Physiker, sie Musikerin; bis bessere Zeiten kommen, schreibt sie Tagebuch. »Es setzt gutes Wetter ein, warmes Sommerwetter, was unsere Laune merklich hebt. In Sachsenbergs Haus haben 20 Russen alles geplündert und demoliert ... Die Russen feiern ihren Sieg drei Tage lang mit viel Schießen und Saufen. Dauernd schießen sie mit der Flak, der Himmel ist voller krepierender Granaten.«

Auch der spätere Journalist Wolf Schneider feiert: Vor zwei Tagen ist er 20 gewor-

den. Sein einziges Geschenk hat er sich selbst gemacht: »Weltkrieg überlebt – Zukunft möglich.« Er hatte sich freiwillig zur Luftwaffe gemeldet und den Krieg dadurch als Funker hinter den Linien verbracht. Jetzt sitzt er in Holland in einem Lager der Kanadier und fürchtet vor allem eines: »Müssen wir zur Zwangsarbeit in Holland bleiben – zur Entwässerung jener riesigen Areale, die deutsche Pioniere unter Wasser gesetzt hatten?«

10. Mai In Mürwik verleiht Hitlers Nachfolger Karl Dönitz das Ritterkreuz mit Eichenlaub an Alfred Jodl, Chef des Wehrmachtführungsstabes. Die 14 Quadratkilometer bei Flensburg, am Ostufer der Förde, sind der letzte Rest des Deutschen Reiches. Das Reich ist nicht eingezäunt und nicht demarkiert. Es ist ein Phantomstaat, bevölkert von SS-Führer Heinrich Himmler, den Generälen Jodl und Wilhelm Keitel und vom NS-Chefideologen Alfred Rosenberg, der in der Offiziersmesse sitzt und trinkt. Die Marine vollstreckt noch drei Todesurteile wegen »schwerer Fahnenflucht«.

Esther Bejarano, bis vor wenigen Tagen im KZ Ravensbrück inhaftiert, hat sich umgezogen. Weg mit den Häftlingsklamotten. »Häftlinge hatten im Lager ein Radio organisiert. Sie konnten hören, wo die Rote Armee steht. Im Radio haben wir erfahren, dass wir Zivilkleider unter der Häftlingskleidung tragen sollten. Wir würden in ein paar Stunden evakuiert. In Auschwitz hatte ich mir einen Pullover gekauft für einen Laib Brot. Eine Woche habe ich gehungert, um diesen Pullover zu bekommen, weil ich so schrecklich gefroren habe.«

Hans-Jochen Vogel lernt das Leben unter der Besatzung kennen: »Die Amerikaner sind mit uns vom ersten Moment an freundlich umgegangen. Das waren zum Teil Farbige. Uns war ja von der NS-Propaganda eingetrichtert worden, dass das Bestien seien. Aber die waren besonders freundlich. Von ihnen habe ich mein erstes Kaugummi bekommen.«

Um 23 Uhr schlafen die Kinder, und die 31-jährige Insa Radomski aus Fischbach am Bodensee hat endlich Zeit, an ihren vermissten Mann zu schreiben. Er war Ingenieur bei Dornier in Friedrichshafen. Sie wird die Briefe nicht abschicken, es gibt keine Adresse. Aber manchmal hilft es schon, wenn man nur aufschreiben kann, was einen beschäftigt. »Eben hörte ich die alliierten und französischen Sender, und da bin ich wirklich ganz mutlos geworden. Was hat man mit uns vor? Peterle, ich kann es noch nicht glauben, dass alles Lug und Trug war. Aber das Verhalten unseres Führers bestätigt es immer wieder. Wenn du nur bei mir wärest!«

12. Mai Der Physiker Johann von Duhn besucht eine Bekannte. »Hierzu zieht man

sich möglichst unauffällig und proletenhaft an und nimmt selbstverständlich keine Uhr und keinen Ring mit, denn darauf sind die Russen besonders scharf.«

13. Mai Georg Stefan Troller läuft durch München. Ein paar Tage zuvor ist er in Dachau gewesen, im befreiten Konzentrationslager. Er sollte fotografieren, für »The Stars and Stripes«. Beim ersten Foto hat seine Hand so gezittert, dass es verwackelt ist. Es sind die ersten Bilder von Leichenbergen, abgemagerten Kadavern mit aufgerissenen Augen, aufeinandergeworfen wie Holzscheite. Er sagt: »In diesem Moment habe ich gewusst, weshalb ich in diesem Krieg gekämpft habe.« Jetzt beobachtet er: »Die Deutschen standen da um die Litfaßsäulen herum, an denen die ersten Anordnungen der Militärregierung klebten. Sie wussten eigentlich nicht, wie ihnen war. Der Moment, in dem du aus einem Traum erwachst und noch nicht ganz da bist. Sie hatten es nicht wirklich begriffen. Die zwölf Jahre Nazitum hatten das Volk umgekrepelt. Die waren nicht mehr zur vernünftigen Selbstbetrachtung fähig.«

14. Mai Annemarie von Duhn notiert, dass es in Potsdam wieder Strom gibt. »Die Straßen sind voll von abenteuerlichen Kolonnen. Alle sollen in ihre Heimat zurückkehren, Ausländer und deutsche Flüchtlinge. Die meisten haben sich aus alten Fahrradteilen, Blockwagenrädern und Ähnlichem wildromantische Fuhrwerke zusammengebastelt, die sie, mit allem möglichen Kram bepackt, die Landstraßen entlangschieben. Nur selten sieht man ein Fahrzeug, an dem alle Räder gleich sind.«



JACOB SCHNETZ UND JANEK STROISCH / DER SPIEGEL

Hans Modrow, Jahrgang 1928 • Als Volkssturmmann gerät er 17-jährig in sowjetische Gefangenschaft. In Moskau wird er später zum Kommunisten.

Der Gebirgsjäger Martin Walsert hat sich umgezogen und seine Uniformjacke gegen einen Bergbauernkittel eingetauscht. Er hält sich mit drei Kameraden in den bayerischen Bergen versteckt: »Manchmal sind wir von der Höhe etwas hinuntergestiegen, haben am Waldestrand gekauert und gesehen, dass sich in den Orten deutsche Soldaten ansammelten. Daraus schlossen wir, dass im Tal der Krieg vorbei war, dass die deutschen Soldaten sich ergeben hatten und nun amerikanische Gefangene waren. In den Tälern saßen auf den Terrassen die amerikanischen Soldaten und rauchten und qualmten und hörten tolle amerikanische Musik. Da haben wir gestaunt, waren aber auch froh, dass wir nicht da drunten waren, wir wären ja gleich ins Gefangenenlager gekommen.«

In Mürwik, wo Großadmiral Dönitz mit seiner Geisterregierung residiert, werden die Hitler-Bilder in den Amtsstuben abgehängt. Das öffentliche Singen von Naziliedern wird untersagt. Pfeifen bleibt erlaubt.

Wolf Schneider ist aus dem Lager entlassen worden. Sein 21. Lebensjahr beginnt so, wie das vorige geendet hat, mit Marschieren: »Die Waffen hatten wir abgelegt, friedlich und korrekt lenkten uns die Sieger in ein Ruinenfeld am Rand der Stadt, verpflegten uns erstaunlich gut – und rüsteten uns für den großen Treck nach Norden. Bis zu 40 Kilometer am Tag mussten wir marschieren, eine Kolonne von 10 000 Mann – nachts mit dem Schlaf kämpfend auf sumpfiger Wiese. Und unter allen Brücken, die die StraÙe überquerten, die Panik: Johlende Holländer entleerten über unseren Köpfen ihre Nachgeschirre.«

15. Mai Die Journalistin Ruth Andreas-Friedrich besucht eine Bekannte, sie hockt zusammengekauert auf der Couch: »Man sollte sich umbringen. Man kann doch so nicht leben.« – »War es wirklich so arg?«, frage ich. Kläglich blickt sie mich an. »Sieben«, sagt sie und schüttelt sich, »sieben hintereinander. Wie Tiere.«

Allein die Berliner Krankenhäuser werden die Zahl der vergewaltigten Frauen in diesem Sommer auf 95 000 bis 130 000 schätzen. Eines der Mädchen, das mit zwölf Jahren von russischen Soldaten missbraucht und dann »wie ein Sack Zement« aus dem Fenster geworfen wurde, war Hannelore Renner, die spätere Frau des Bundeskanzlers Helmut Kohl.

16. Mai Auf einem Flensburger Friedhof findet das letzte Staatsbegräbnis des »Dritten Reiches« statt, für Kapitän zur See Wolfgang Lüth. Zwei Tage zuvor war er kurz nach Mitternacht von einem Posten erschossen worden, weil er sich volltrunken nicht mehr an die Parole erinnern konnte, die er selbst ausgegeben hatte.

In München fällt Georg Stefan Troller auf, wie liebedienerisch die Verlierer gegenüber den Siegern sind: »Alle Leute, die sich mit Elektrizität auskannten, waren alte Nazis gewesen. Wir haben die natürlich angeheuert. Das machte denen überhaupt nichts aus. Die waren ebenso begierig, den Amis zu dienen wie vorher Hitler. Deutsche haben Sieger immer verehrt. ›Herr Offizier‹ haben sie zu mir gesagt, dabei war ich nur Korporal.«

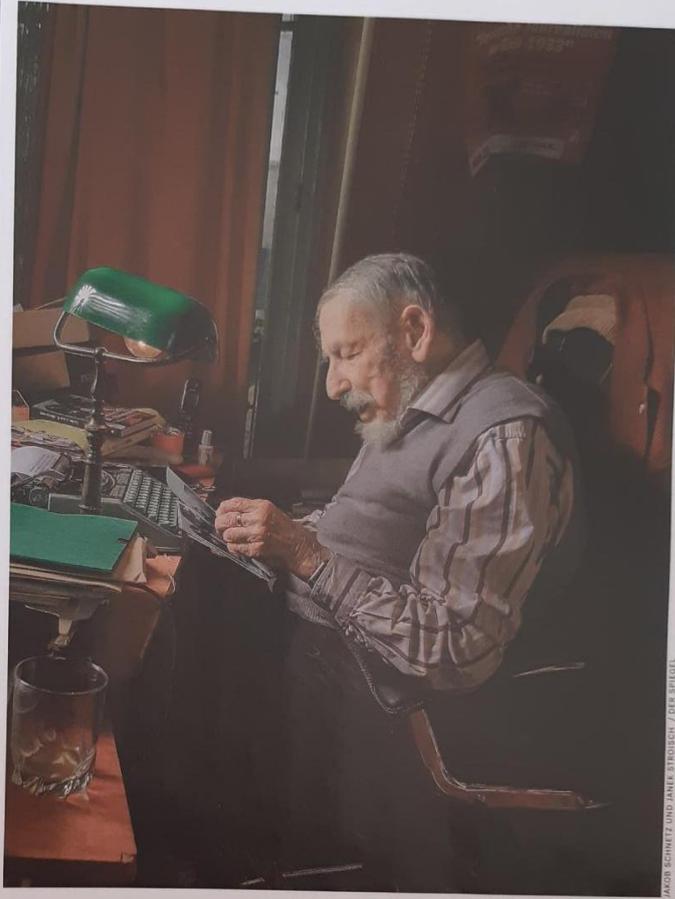
17. Mai In Flensburg-Mürwik trifft sich die Reichsregierung noch zu täglichen Kabinettsitzungen. Von Beschlüssen ist nichts überliefert.

Auch Esther Bejarano, die Auschwitz überlebt hat, kämpft weiter. »Ich bin mit meiner Freundin Mirjam Edel von Bergen-Belsen nach Frankfurt gelaufen, weil es dort eine Auskunftsstelle der amerikanischen Armee gab, wo man sich nach Vermissten erkundigen konnte. Mein Bruder war ja in Amerika Soldat geworden. Die Amerikaner gaben mir seine Feldadresse. So bin ich wieder in Kontakt mit ihm gekommen.«

Nachmittags, die Kinder sind im Strandbad, schreibt Insa Radomski an ihren vermissten Mann: »Im Radio hört man täglich die Gräueltaten aus den KZs. Peter, das kann man doch nicht glauben! Waren denn die Nazis, vor allem die SS, lauter Bestien? Peter, ist denn alles auf den Kopf gestellt? Vorgestern und gestern Abend war ich wieder im Garten.«

19. Mai Alle sind in diesen Tagen unterwegs, auf der Suche nach einer Wohnung, nach Nahrung, nach Nachrichten, nach Angehörigen. Armin Mueller-Stahl vermisst seinen Vater und macht sich zu Fuß auf den Weg nach Prenzlau: »Wir aßen, was am Wegesrand wuchs, Brennnesseln zum Beispiel, daraus machte meine Tante eine Suppe. Wir haben in Scheunen übernachtet, in Ruinen zwischen den Trümmern. Rotarmisten kamen nachts dorthin und suchten die Frauen. Meine Mutter war Baltendeutsche und sprach fließend Russisch. Abends schminkte sie sich mit Ruß und sah dann aus wie eine alte Frau. Sie sprach die russischen Soldaten an: Stalin habe gesagt, jeder Soldat, der eine deutsche Frau vergewaltigt, wird erschossen.«

21. Mai Martin Walser ist mittlerweile in Richtung Füssen unterwegs. »Plötzlich stand ich vor einem amerikanischen Jeep. Die haben mich genommen, in den Jeep gesetzt und mit einer wahnsinnigen Geschwindigkeit zurück nach Garmisch gebracht. Das Gefangenenlager dort war im Eisstadion untergebracht. Wir kampierten auf den Bänken. Die anderen Gefangenen meldeten sich zum Arbeitsdienst, dort war man besser verpflegt. Ich habe mich aber



JAKOB SCHNEITZ UND JANEK STROJEN / DER SPIEGEL

Georg Stefan Troller, Jahrgang 1921 • Als Jude floh er vor den Nazis in die USA, mit der U. S. Army kehrt er nach Europa zurück – und steht in Hitlers Münchner Wohnung.

nicht gemeldet, weil ich sah, dass sich unten im Stadion die Bibliothek des Reichsenders München einquartiert hatte. Ich habe mich da zum Bibliothekar gemacht und Bücher an die Kameraden ausgeliehen, die lesen wollten. Ich habe immer auch Bücher mit hinaufgenommen auf mein Lager, zu meiner Bank.«

Insa Radomski schreibt an ihren Mann: »Gestern waren bei Boppenmaiers Sträflinge aus Dachau, die zu essen wollten. Die Gräueltaten, die uns jetzt immer wieder erzählt werden, können nicht stimmen: Gar nicht verhungert und heruntergekommen sahen sie aus.«

22. Mai Oberleutnant Helmut Schmidt schnitzt sich im britischen Kriegsgefangenenlager Jabbeke in Westflandern ein

Steckschachspiel. Die schwarzen Figuren färbt er mit Ersatzkaffee.

23. Mai Die Briten haben nun auch Flensburg-Mürwik besetzt. Morgens mussten Dönitz, Jodl und Hans-Georg von Friedeburg, Dönitz' Nachfolger als Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, in der Bar des ehemaligen Hapag-Schiffs »Patria« antreten. Dort wurde ihnen das Ende der »Geschäftsführenden Reichsregierung« und ihre Festnahme mitgeteilt. Jede deutsche Zentralgewalt ist damit beendet. Dönitz hat sich für diesen Tag eine neue Uniform zugelegt und mit den Alliierten gestritten, wie viele Koffer er würde mitnehmen dürfen und ob er seine Orden würde anlegen können. Friedeburg beißt noch am selben Tag auf eine Zyankali-Kapsel.



JAKOB SCHNEZ UND JANEK STROTSCH / DER SPIEGEL

Friedrich Nowotny, Jahrgang 1929 • Als 16-Jähriger schlägt er sich nach Braunau am Inn durch. Und handelt mit US-Soldaten: Totenkopfringe gegen Zigaretten.

26. Mai Burkhard Hirsch ist bei seinen Eltern, in Halle an der Saale. »Eines Tages kam ein aus der Gefangenschaft entlassener Offizier, der uns ein Lebenszeichen unseres Vaters brachte. Er erzählte uns von seinen eigenen Erlebnissen in Russland, von Massenerschießungen von Juden, die in Viehtransporten angeliefert worden waren, übereinandergeschichtet, sodass die Soldaten lauter Füße sahen, wenn sie die Schiebetür öffneten. Die untersten waren erstickt, die anderen wurden erschossen. Ich sah die Größen des ›Dritten Reiches‹ vor mir, das pompöse Auftreten, ihre wehevollen Reden, die Appelle an Treue und Ehre, und konnte Wirklichkeit und Wirklichkeit nicht übereinbringen. Ich kam mir verachtet vor, beschämt und beschmutzt von Leuten, denen ich hatte dienen sollen.«

64

Hirsch wird später FDP-Innenminister in Nordrhein-Westfalen und eine der liberalen Stimmen der Bundesrepublik.

Thomas Mann, der die Exiljahre in Kalifornien verbringt, ist in Chicago zu einem Champagner-Souper eingeladen: »Die Russen sollen sich in Berlin sehr beliebt machen, Lebensmittel beschaffen, mit den Mädchen ausgehen. Werden noch die Beliebtesten sein.«

28. Mai Der Physiker Johann von Duhn läuft zu Fuß nach Berlin, seine Frau notiert in ihr Tagebuch: »Das Physikalische Institut sieht trostlos aus. Im Keller steht das Wasser meterhoch. In den oberen Stockwerken ist von den Russen alles durchwühlt und geplündert. Die ganzen Gänge liegen voll Papier und Russenscheiße.«

Unglück und Glück liegen in diesem Sommer quer durcheinander. In Mecklenburg tauscht Klaus von Dohnanyi ein Pferd gegen ein Damenfahrrad und lässt sich von einem Fischer über die Elbe setzen: »Ich hatte keinen Kontakt mehr zur Familie, hoffte aber, vielleicht in Friedrichsbrunn, wo meine Großeltern ein Ferienhaus hatten, jemanden mit Nachrichten aus Berlin zu treffen. Eine Straßenkarte von Deutschland in der Tasche, radelte ich auf Autobahnen, Landstraßen und auf Waldwegen in den Harz. Wo immer es ging, klammerete ich mich an Lastwagen, die von kesselartigen Holzvergäsern auf der Ladefläche angetrieben wurden; stinkend, qualmend, behäbig – aber sie fuhren.«

Dohnanyi hofft, seinen Vater zu finden, der aktiv am Widerstand gegen Hitler beteiligt war. Später wird er erfahren, dass Hans von Dohnanyi noch vor Kriegsende von den Nazis gehängt worden war.

5. Juni Die Regierungen der vier Siegermächte USA, Sowjetunion, Großbritannien und Frankreich übernehmen die »Oberste Regierungsgewalt in Deutschland«. Sie teilen das Land in vier Besatzungszonen auf, Berlin wird in vier Sektoren geteilt und einer Militärkommandantur unterstellt.

Burkhard Hirsch erlebt den Einmarsch in Halle an der Saale: »Später kamen dann die Russen tatsächlich, mit Panjewagen und uralten Lastern. Sie plünderten die Läden, klauten Fahrräder und Uhren. Man sah Soldaten mit fünf oder sechs Uhren am Arm, man hörte von Morden und Vergewaltigungen. Mir schlug einer auf der Geiststraße ohne jeden Grund so ins Gesicht, dass ich zu Boden ging.«

11. Juni Irgendwann in diesen Tagen erreicht Klaus von Dohnanyi Wiesbaden, er sucht noch immer nach seiner Familie, nach Nachrichten von seinem Vater. »Wieder ging es mit dem Fahrrad weiter. In Frankfurt machte ich Station, schlief auf dem Bahnhof in einem dreckigen kleinen Kabuff, in dem damals noch die Fahrkarten geknipst und entwertet wurden. Am Morgen dann nach Wiesbaden, ich fand die Villa der Amerikaner, wies mich aus und wurde schnell hereingebeten; die Leute an der Spitze kannten offenbar meine Familie. Man schickte mich zunächst mal in die Kantine zum Frühstück: Was für ein Luxus! Weißbrot, Erdnussbutter, Orangenmarmelade. Das unvergesslichste Frühstück meines Lebens.«

In Potsdam wird die »Konferenz der Großen Drei« vorbereitet. Die Duhns sind immer noch empört über die Zumutungen. Die Berliner sollen in kürzester Frist für jedes Haus eine russische, amerikanische, englische und französische Flagge nähen. »... müssen auch wir 4 Flaggen nähen. Es

DER SPIEGEL Nr. 19 / 2.5.2020

bleibt uns, um uns Unannehmlichkeiten mit der russischen Kommandantur zu ersparen, tatsächlich nichts anderes übrig, als den Feinden in dieser Weise in den Arsch zu kriechen. Wo bleibt eigentlich die demokratische Freiheit? Aber bei den Russen haben sich die demokratischen Prinzipien wohl noch nicht herumgesprochen. Wir setzen uns also hin und fabrizieren aus alten Lappen sowie der noch vorhandenen Hakenkreuzfahne in wenigen Stunden 4 Flaggen, die wir dann zum Bodenfenster hinaushängen.«

14. Juni In Rybnik in Oberschlesien war Friedrich Nowotny, der spätere Intendant des WDR, gemeinsam mit seinem Vater zum Volkssturm eingezogen worden. Der Vater starb, Nowotny verschlug es nach Braunau am Inn, dem Geburtsort Hitlers. Er lernt einen Juwelier kennen, einen Österreicher. »Der sagte: Ich habe hier einen Karton mit Totenkopfringen. Wenn die Amerikaner die bei mir finden, bringen die mich um – das sind doch SS-Ringe. Ich bat ihn, mir ein paar zu geben. Und da habe ich einen schwunghaften Handel mit angeblichen SS-Ringen angefangen. Der Schuster nebenan hatte Polierscheiben. Da habe ich die drangehalten, dann waren die hochglanzpoliert; das sah toll aus. Die Amerikaner waren verrückt nach Nazi-souvenirs. Der Kurs war ein Ring für eine Stange Zigaretten.«

In Danzig haust Brigitte Wetzel, die Mutter des Künstlers Jonathan Meese, seit Wochen im Keller eines Krankenhauses. »Wir hatten keinerlei Nachrichten, wir wussten nicht einmal, dass der Krieg vorbei war. Irgendwann wurde es uns gerüchtemäßig erzählt, aber es machte keinen Unterschied für uns, wir kamen nicht raus aus der Stadt. Meine Mutter war darüber verzweifelt, wenig später starb sie. Jemand nähte ihre Leiche in einen Sack ein, meine Tante organisierte eine Schubkarre und eine Schaufel. Wir fuhren dann zu unserem Familiengrab, schaufelten eine Grube, legten meine Mutter hinein und schaufelten das Grab wieder zu.«

18. Juni Köln ist eine ziemlich leere Stadt. Kaum mehr als 175 000 Menschen leben hier noch, von vorher einer Dreiviertelmillion. Der 49-jährige Hans Diester wird seine Geburtsstadt noch lange nicht wiedersehen. Er rückt ins Kriegsgefangenenlager Moosburg ein. Als zeitweiliger Hilfsrichter am Volksgerichtshof und Parteimitglied befürchtet er Schlimmes. »Ein trauriger Anblick, diese endlosen Reihen zu entlassender deutscher Soldaten, mochten die meisten von ihnen auch erfreulicherweise sich noch so sehr bemühen, auf diesem letzten unwürdigen und schweren Gang wenigstens äußerlich gute Haltung zu zeigen.«

Georg Stefan Troller, als Jude aus Wien nach Amerika emigriert und als US-Soldat zurück nach Deutschland gekommen, fällt ein Satz auf, der typisch werden wird für diese Zeit: dass jetzt »auch mal Schluss sein muss mit dem Reden über die Nazi-zeit«. »Dieser Satz war sofort da. Ebenso wie die Haltung: Durch die Luftangriffe und den Mangel an Lebensmitteln hat man bereits abgeübt für solche Dinge wie Auschwitz. Wir unter den Bombennächten und die Vertriebenen unter dem Iwan – wir haben ja schon alles abgeübt, was wollt ihr eigentlich noch von uns?«

19. Juni Es wird nicht besser im Kriegsgefangenenlager Moosburg. Der Jurist Hans Diester ist aufrichtig empört: »Was zerbrach in diesen Männern nicht alles auf jenem traurig-elenden Zug ins Lager Moosburg! Sie waren nicht nur der Freiheit beraubt. Auch sie waren, wie unsere ganze Nation, aus stolzer Höhe niedergeschmettert in ein Nichts, wie nie zuvor ein Volk in der Geschichte.«

Während Klaus von Dohnanyi durch das befreite Deutschland radelt, marschieren die Russen bei seiner Familie ein. »Meine Schwester versteckt in oberen Wand-schränken, mein Bruder unter vorgehaltenen Pistole gezwungen, vergeblich ein stillgelegtes Auto in Gang zu setzen, aber eben auch russische Offiziere, die voller Respekt vor dem Widerstand meines Vaters befahlen, unser Haus zu schützen.«

Später wird Dohnanyi sagen: »Für mich war 1945 wohl das wichtigste Jahr meines langen Lebens: Ich hatte den Tod gesehen, gelernt, Verantwortung zu übernehmen, und Selbstvertrauen gewonnen, ohne mein



Marianne von Weizsäcker, Jahrgang 1932 • Weil Papier knapp ist, schreibt das 13-jährige Mädchen ersatzweise auf die Ränder von Zeitungspapier.

Gottvertrauen zu verlieren. Kurz, ich war in wenigen Monaten erwachsen geworden.«

21. Juni Marianne von Kretschmann, die später Richard von Weizsäcker heiraten wird, ist im Sommer 1945 ein 13-jähriges Mädchen: »Nach dem Kriegsende waren wir nach Essen zurückgekehrt, zwar nicht in das Haus, in das wir gehörten, das war besetzt, wie die meisten Häuser auch. Wir wohnten in einer anderen Wohnung. Schließlich öffneten die Schulen wieder. Da wurde unbeschriebenes Papier zu einer Kostbarkeit. Meistens beschrieben wir die Ränder des Zeitungspapiers.«

In Braunau am Inn sehen die Menschen einen Film im Kino, die Amerikaner wollen das so. Auch Friedrich Nowotny ist dabei. »Das war der erste Film über die KZs. Als ich das dann meiner Mutter und meiner Schwester erzählte, hat das Unglauben und tiefe Betroffenheit ausgelöst. Aber man war auch gern bereit, in sich reinzuhorchen – um herauszufinden: Betrifft dich das überhaupt? Es ist eine gewisse Zeit vergangen, ehe man begriffen hat: Es betrifft jeden von uns.«

24. Juni Auf Burg Wildenstein, am Rand der Schwäbischen Alb, wird im Burghof getanzt und Theater gespielt. Das philosophische Seminar hat bei der Heuernte geholfen und in den Pausen Kants »Kritik der reinen Vernunft« studiert. Der Philosoph Martin Heidegger, NSDAP-Mitglied bis zum Kriegsende, interpretiert Hölderlin: »Alles ist Schickung.«

Im Lager Moosburg leidet Hans Diester weiter, die Offiziere vom US-Abwehrendienst kommen und stellen Fragen: »Eine außerordentliche Machtbefugnis war hier in die Hände einzelner Männer gelegt worden, die nicht nur zumeist außerordentlich jung, sondern größtenteils jüdischer Abstammung, nicht selten sogar emigrierte Deutsche waren, die sich nun häufig an ihrer Macht berauschen und ihren Hass- und Rachegefühlen nicht nur gegen den Nationalsozialismus, sondern gegen alles Deutsche schlechthin und besonders gegen die deutsche Wehrmacht freien Lauf ließen.«

Dass viele Deutsche ein reines Gewissen haben, fällt auch Georg Stefan Troller auf, bei seinen Fahrten durch Bayern: »Überall weiße Fahnen. Die Leute hatten sich ergeben und damit für unschuldig erklärt. Man hatte sich weiß geschminkt.«

27. Juni Mit ihrer Freundin, die sie in Auschwitz kennengelernt hat, ist Esther Bejarano von Frankfurt nach Fulda gelaufen: »Weil man uns in Bergen-Belsen gesagt hatte, es gibt ein Vorbereitungslager zwecks Auswanderung nach Palästina. Dort wollten wir hin, wir wollten nicht mehr in Deutschland bleiben. Wir haben die Information bekommen, dass von

JACOB SCHNETZ UND JANK STROBICH / DER SPIEGEL

Frankreich aus ein Schiff fahren würde. »Mataroa« hieß das Schiff. In Palästina kamen wir wieder in ein Lager. Das war für uns eine riesige Enttäuschung.«

Die Deutschen lernen in diesem Sommer viele neue Wörter: »Womiko« (Wohnklo mit Kochnische), »Kochhexe« (eine Blechdose mit kleinem Rost, in der mit Holzspänen ein Feuer gemacht werden konnte), »Kartoffelstoppeln« (Abgrasen der Kartoffeläcker nach der Ernte), »Hamsterfahrt«. Sie sammeln Bucheckern und pressen sie, um ein wenig Öl zu haben.

Der siebenjährige Theodor Gruschka schreibt in Amberg in ein Schulheft, was er so erlebt: »Früher haben alle ›Heil Hitler!‹ gerufen und die Hand gehoben, und jetzt darf man Hitler nicht laut sagen.« Und weiter: »Als die deutschen Soldaten weg waren, waren wir sehr traurig, weil die besser waren als die Feinde. Vielleicht ist Hitler gar nicht tot, sagen viele Leute. Um Gottes willen, sagt meine Mutter. Ich habe ihn einmal in Berlin gesehen. Das hat mir gefallen. Wer jetzt Hitler sagt, flüstert dabei.«

4. Juli Der Physiker Johann von Duhn sortiert in Potsdam seine Laborunterlagen. Seine Frau schreibt: »Auch entwirft und berechnet er neue Neutronenmessgeräte für die kommende Friedenszeit. Hoffentlich kommt sie auch wirklich bald. Er besucht Professor Volmer von der T.H. (Technischen Hochschule), der nach der Zerstörung und Ausräumung seines Instituts nichts mehr tun kann und mit dem Gedanken umgeht, einer ›Einladung‹ der Russen nach Moskau zu folgen. Einige Berliner Wissenschaftler, wie (Gustav) Hertz, (Peter Adolf) Thiessen und (Manfred von) Ardenne sollen schon dort sein.«

In Sochumi an der Schwarzmeerküste werden sie an der Entwicklung der sowjetischen Atombombe mitwirken.

12. Juli Der Ex-Gebirgsjäger Martin Walser ist wieder zu Hause, in Wasserburg am Bodensee. »Es begann ein fabelhafter Sommer. Die Franzosen waren eine Besatzungsmacht, mit der man auskommen konnte. Sie erließen einen Befehl, die männlichen Wasserburger sollte alle Zäune streichen, und zwar mit den französischen Farben Blau-Weiß-Rot, weil am 14. Juli, dem französischen Nationalfeiertag, der General de Lattre de Tassigny in Wasserburg landen würde. Das haben wir natürlich gerne gemacht, und der Lattre ist an dem 14. eingezogen wie ein Fürst. Ich war froh, dass wir mehr nicht machen mussten, als diese Zäune zu streichen. Ich war gerettet, und es war ein Sommer, wie seither kein anderer.«

14. Juli Im niederschlesischen Bad Salzbrunn hängen Plakate in deutscher Spra-

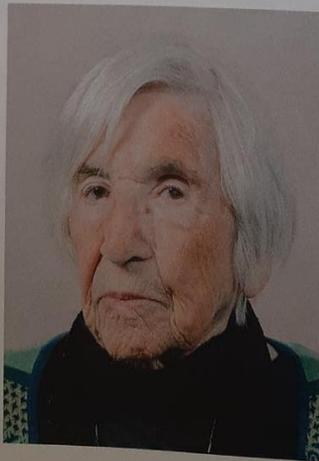
che: »Sonderbefehl. Die deutsche Bevölkerung wird in das Gebiet westlich des Flusses Neiße umgesiedelt. Jeder Deutsche darf höchstens 20 kg Reisegepäck mitnehmen. Alle Wohnungen müssen offen bleiben, die Wohnungs- und Hausschlüssel müssen nach außen gesteckt werden.«

Für viele Erwachsene ist die neue Zeit eine Tragödie. Kinder erleben sie oft als Abenteuer. SPIEGEL-Leser Peter Wagner: »Gewehrmunition klopfen wir vorsichtig an einem Stein auf, bis das Geschoss herausfiel und wir das Pulver hatten. Noch kostbarer war die Leuchtspurmunition, die farbigen Kapseln. Was wir damit machten? Kleine Feuerwerke. Spuren aus Schwarzpulver legen, dazwischen die Leuchtspurkapseln platzieren und das Ganze anzünden. Das war ein Spaß – bis uns eines Tages ein Ami-Offizier erwischte und uns gehörig die Leviten las. Schließlich schwebte ja noch der Werwolfmythos in der Luft, und jeder Knall löste Aufregung aus.«

16. Juli Je länger Georg Stefan Troller in Deutschland ist, desto weniger versteht er die Deutschen: »Wir hatten erwartet, dass sie in Sack und Asche auf den Kirchenstufen beten würden. Aber nein, nicht im Gerinsten. Wir haben es ja schon abgeübt, das war die Haltung.«

Bei Alamogordo, in der Wüste von New Mexico, wird an diesem Tag zum ersten Mal eine Atombombe gezündet. Ihre Sprengkraft entspricht 21 Kilotonnen TNT.

17. Juli Im Schloss Cecilienhof in Potsdam wird die Konferenz eröffnet, auf der Premierminister Winston Churchill, der sowjetische Diktator Josef Stalin und US-Prä-



Esther Bejarano, Jahrgang 1924 • Die junge Frau hat Auschwitz überlebt, weil sie Akkordeon spielte. Sie will nach Palästina auswandern.

sident Harry Truman Europas Teilung besiegeln werden. Eigentlich war Berlin als Tagungsort vorgesehen, aber die Stadt war zu zerstört. »Alle Straßen sind gesperrt, der ganze Verkehr ergießt sich an unserem Hause vorbei«, schreibt Annemarie von Duhn. Am nächsten Tag antwortet Truman auf die Frage Churchills, was »Deutschland« noch bedeute: »Es hat 1945 alles eingeblüht. Deutschland existiert jetzt faktisch nicht.«

21. Juli Die Großen Drei konferieren weiter. Es ist alles sehr lästig für die Duhns. »Am 21. Juli in Wannsee, zweimal Verkehrssperre, Churchill fährt durch. Annemarie fühlt sich schlapp und müde, haben wir doch seit 3 Monaten kein Fleisch und, abgesehen von den 250 g Butter, auch kein Fett erhalten.«

US-Präsident Truman ordnet, fünf Tage nach dem erfolgreichen Test bei Alamogordo, den Einsatz von Atomwaffen im Krieg gegen Japan an.

Hans Modrow, seit Mai in russischer Kriegsgefangenschaft, muss in Hinterpommern bei der Ernte helfen, zur Versorgung der sowjetischen Armee. Weil er sich mit Pferden auskennt, fungiert er eine Weile als Fahrer für einen sowjetischen Offizier. Russen, das hat er in der Hitlerjugend gelernt, sind keine Gegner, sondern Feinde. Der Russe, den er mit dem Pferdegespann kutschiert, zitiert Heine. »Erst da habe ich begriffen«, sagt Modrow, »dass die Russen keine Untermenschen waren.«

22. Juli Insa Radomski, die immer erst Ruhe hat, wenn die Kinder im Bett sind, schreibt an ihren Mann, von dem sie jedoch erst am 30. Dezember ein Lebenszeichen erhalten wird: »Solange ich die Hoffnung habe, dass du eines Tages wiederkommst, lass ich den Mut nicht sinken. Was sollen denn die sagen, deren Mann gefallen ist? Der Herrgott bürdet uns nicht mehr auf, als wir tragen können. Sollen wir es da nicht willig tragen? Allmählich, wo man zur Ruhe kommt, sehe ich auch die Dinge, die den Zusammenbruch brachten, anders: Ich kann nicht an ein Verbrechen glauben. Sicher, es sind viele Fehler gemacht worden, dazu kam großes Unglück. Aber dass der Nationalsozialismus im Kern gut war und dass der Führer das Beste gewollt hat, glaube ich nach wie vor. Vielleicht wird eine spätere Zeit den Führer doch als Vorkämpfer gegen den Bolschewismus würdigen. Hoffentlich werden die Westmächte mit diesem fertig!«

23. Juli In Hamburg-Fuhlsbüttel denkt der Gaststättenbetreiber Alois H. darüber nach, seinen Namen ändern zu lassen. Wenig später wird er sich an die Polizei wenden: »Mit diesem Schreiben bitte ich den Herrn Oberst und Kommandeur der Polizei Hamburg, meinen Familiennamen Hitler in Hil-

ler umändern zu wollen.« Gegen eine Gebühr von 50 Reichsmark gibt die Polizei dem Gesuch statt.

Martin Walser trifft in diesem Sommer seine spätere Frau Käthe. »Wir waren froh, dass wir zu essen und zu trinken hatten, und ich war froh, dass es Käthe gab, und Käthe war froh, dass es mich gab. Mein späterer Schwiegervater ist damals mit dem Rad ins Oberland gefahren und hat Essen geholt für sich und die Familie, da haben meine Mutter und ich auch immer ein bisschen etwas abbekommen. Auch Kleidung hatten wir genug. Ich hatte ja noch, auch wenn das traurig war, die Kleidung von meinem gefallenen Bruder. Ich war verliebt in Käthe, alles andere war sekundär.«

2. August Annemarie von Duhn notiert in Potsdam: »Am 2. August ist die Dreierkonferenz beendet. Die Feinde fassen ihre Beschlüsse über unsere Köpfe hinweg. Man denkt besser jetzt nicht daran, dass man mal ein Bürger eines freien Staates war.«

Das Potsdamer Abkommen sieht unter anderem die »geordnete und humane Überführung« der Deutschen aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn vor. In den vier Besatzungszonen leben bald über zehn Millionen Flüchtlinge. Es ist eine bis dahin beispiellose Völkerverschiebung.

Friedrich Nowotny hat einen Job als Dolmetscher beim Stadtkommandanten von Braunau gefunden. Er erinnert sich: »Ich kriegte ›The Stars and Stripes‹ in die Hände und sah das Ergebnis von Potsdam. Eine Federzeichnung, wo die Zonen eingetragen waren. Und meine Heimat – Pommern, Ostpreußen – war nicht mehr auf dieser Karte. Das war schon die Entscheidung zur Teilung des Großdeutschen Reiches. Da war mir bewusst: Die Heimat siehst du nie wieder.«

Währenddessen hat Hans-Jochen Vogel in Gießen seine Eltern wiedergefunden. Zuletzt hatte er sie beim Fronturlaub Weihnachten 1944 gesehen: »Damals hatte meine Mutter schwarze glänzende Haare. Nun waren sie weiß.«

Und der kleine Theodor Gruschka notiert: »Jetzt ärgert sich die Frau Lieret, dass wir alle silbernen und goldenen Papierhackenkreuze vernichtet haben bevor die Amerikaner kamen, denn jetzt könnte man ein gutes Geschäft machen, hat sie gesagt. Weil die Amis so was als Andenken mitnehmen. Sie sagen, sie erschießen einen, wenn sie was finden, weil man dann ein Nazi ist. Ich habe aber welche heimlich weggenommen und versteckt.«

In Deutschland gibt es in diesem Sommer überraschend wenige Parteigenossen und erstaunlich viele Widerständler. Plötzlich haben alle Vettern oder Onkel in Amerika, und irgendeine jüdische Großmutter. Georg Stefan Troller: »So viele jüdische



JAKOB ROHMERT UND ANEK STROISCH / DER SPIEGEL

Armin Mueller-Stahl, Jahrgang 1930 • Auf dem Weg nach Prenzlau isst er Brennnesselsuppe. Und sieht, wie sich seine Mutter jeden Abend mit Ruß schminkt.

Großmütter haben nicht einmal wir gehabt. Auch der Helmut Schmidt hatte zu meiner Überraschung einen jüdischen Großvater. Ich habe das nicht gewusst, auch niemand sonst hat es gewusst.«

Tagebuch des kleinen Theodor Gruschka: »Immerfort machen die Amis Razzia. Ich renne hin, weil das spannend ist. Manchmal kommen sie mit nackerten Weibern raus. Die haben eine Decke umhängen. Oder Männer mit geklauten Zigaretten. Manchmal klauen die Amis auch was. Meine Mutter sagt, die dürfen das, weil sie die Sieger sind. Wenn ich zu nah bei der Razzia stehe, schreit einer: Hau ab you fucken boy. Meine Mutter sagt, das ist was unanständiges.«

5. August An diesem Sonntag fährt der Physiker Johann von Duhn zu einem Kol-

legen nach Zehlendorf. Er könnte dort die Entwicklung von Elektronenröhren übernehmen. Das ist nicht sein Spezialgebiet, aber er ist geneigt anzunehmen: »Es ist immerhin ein produktives Warten. Und mit der Atomphysik ist ja vorläufig doch nichts zu machen.«

Kurz vor Mitternacht europäischer Zeit entdeckt das japanische Frühwarnsystem das Radarecho des US-amerikanischen Bombers »Enola Gay«. Das Flugzeug hat eine Uran-Bombe an Bord, »Little Boy« genannt.

Das Flugzeug fliegt weiter, mit Kurs auf Hiroshima.

Susanne Beyer, Martin Doerry, Hauke Goos, Ulrike Knöfel, Timofey Neshitov, Alexander Smolczyk

„Panzerfaust und Froschkönig“

Von Peter Carstens

Für die Berliner begannen Mitte April 1945 die schlimmsten Tage des Schreckens. Fast hundert alliierte Luftangriffe hatten die Reichshauptstädter seit Anfang des Jahres erlebt, zuletzt an Hitlers Geburtstag, am 30. April. Der Diktator, ein zitterndes Wrack, war an diesem kühlen, woligen Tag aus dem Bunker der Reichskanzlei herausgekommen, um einige Jugendliche von der SS und Kindersoldaten auszuzeichnen. Die wurden jetzt neben alten Männern mit Panzerfausten als letztes Aufgebot gegen die nahende Sowjetarmee geschickt. Die wurden aus der ruinierteren Hauptstadt aufs Land geflüchtet. So wie Eva-Marie Schoenthal, die mit ihrer Familie zunächst in die Nähe von Küstrin gefahren war. Oder der zwölf Jahre alte Horst Pillau, den sein Vater ins nahe Nauen geholt hatte. Helmut Rottka war bei Verwandten nahe Zittau gelandet. Der zehn Jahre alte Georg Scherz jedoch hatte mit seinen Eltern in Berlin aus.

Zwei Tage zuvor, am 30. April, war bei den Seelower Höhen die letzte große deutsche Verteidigungslinie gerissen, vier Tage später schloss sich bei Halbe der Ring zur letzten großen Kesselschlacht des Krieges, 30 000 starben vor den Toren Berlins unter dem sowjetischen Trommelfeuer. In den Wäldern um Märkisch-Buchholz gibt es noch heute Überreste von Wehrmachts- und SS-Verbänden, die dort ihr Ende fanden. Insgesamt kostete die zwölf Tage währende Schlacht um Berlin noch einmal mehr als 100 000 Soldaten das Leben. Am 21. April erreichten im Nordosten die ersten sowjetischen Panzertruppen die Stadt.

Zweihundert Divisionen der Roten Armee gegen alte Männer, Jugendliche, ausländische SS-Soldaten und Reste der Wehrmacht. Auch wer nicht kämpfen wollte, starb. Gräueltaten hängten oder erschossen SS-Kommandos und Feldgendarmarie bis zur letzten Sekunde diejenigen, die sich weigerten. Viele von Hitlers Getreuen machten sich dennoch davon, Heinrich Himmler und Hermann Göring etwa. Die ganz fanatischen blieben bis zum Schluss, wie Propagandaminister Joseph Goebbels.

Sein einziger Sohn, Helmut, war 1941 gemeinsam mit Georg Scherz in Nikolassee eingeschlagen worden, wie Scherz berichtet. Der heute 85 Jahre alte Mann wohnt noch immer in einem kleinen Haus auf Schwanevörder. Nachdem die jüdischen Bewohner aus der benachbarten Villenkolonie vertrieben worden waren, zogen diverse Nazi-Größen nach Schwanevörder, darunter Familie Goebbels. Helmut und Georg wurden Freunde, obwohl die Nazis Georgs Vater zehn Jahre zuvor aus dem Dienst als Polizeioffizier entfernt hatten. Doch am 30. April 1945 musste Helmut Goebbels seine Eltern zum Führergeburtstag in den Bunker begleiten. Georg Scherz sollte seinen Schulfreund nie wiedersehen.

In der längst zerstörten Stadt richteten sich die Verbliebenen auf das Schlimmste ein. An die Bomben war man gewöhnt, nach jedem Angriff stellten sich die Frauen morgens wieder beim Bäcker oder an der Wasserpumpe an. Strom, Gas und Wasser waren weitgehend abgebrochen. Neugierigen erlaubten die Berliner aus dem Propagandablatt „Der Panzerbar“, wo neben den Durchhalteparolen immerhin die Orte standen, an denen gekniffen wurde. Und die lagen nun quasi vor der Haustür. „Man atmet Geschützlärm ein“, schreibt Marta Hillers in ihr später veröffentlichtes Tagebuch, das die Tage des Kriegsendes und die nachfolgenden Massenvergewaltigungen beschreibt, die für viele Frauen zum Schrecken jener Zeit gehörten.

Helmut Rottka, heute 88 Jahre alt, war einer der Schüler des Zehlendorfer Schadow-Gymnasiums. Vor den Bombenangriffen foh er zu einer Tante nach Hennevalde bei Zittau. Von dort versuchte die Familie in jenen Tagen, gemeinsam mit anderen vor den Russen nach Westen zu fliehen. Doch die Front holte den kleinen Treck ein, es wurde Umkehr befohlen. Die ganze Nacht über, so erinnert sich der spätere Arzt heute noch, zag er zunehmend aufgeloste Treck an den „einführenden russischen Verbänden“ vorbei, erst an Panzerkolonnen, später an Versorgungswagen, die, wie sich Rottka erinnert, von Trampelrenten gezogen wurden.



Letztes Gefecht: Ein sowjetischer Panzer Ende April 1945 in der Berliner Innenstadt

Foto: Peter Carstens

Panzerfaust und Froschkönig

Wie Berliner Kinder das Kriegsende im April 1945 erlebten.

Von Peter Carstens

Die Flüchtlinge verloren einen großen Teil ihrer Habe, blieben aber unversehrt. Das änderte sich erst, als die Familie wieder auf dem Gusbhof der Tante war. Jede Nacht seien die Frauen in den Wald geflüchtet. Rottka Vater verschleppte die Besitzer in das berichigte, ehemalige Konzentrationslager Waldheim, später nach Bautzen. Elf Jahre blieb er in russischer Haft. Rottka selbst foh 1950 aus dem nunmehr kommunistischen Sachsen zurück in den Westen Berlins, wo er und seine Frau heute noch leben, gar nicht weit entfernt von seiner früheren Schule.

Horst Pillau, auch ein Schüler der Schadow-Schule, wohnte zu Beginn des Krieges in der Münchner Straße im Bayerischen Viertel. Das Haus wurde ausgebombt, aus dem brennenden Gebäude rettete seine Mutter in letzter Sekunde eine Schubschachtel. Der Luftschutzwart beschimpfte sie, weil sie deswegen ihr Leben riskierte. Doch es befanden sich darin, so erzählt der spätere Dramatiker und Autor dieser Tage, weder Schmuck noch Schuhe, sondern seine Schulkollegin Caroline. Die Kriegsende erlebte Pillau in einer Barackenunterkunft bei Nauen, wo sein Vater arbeitete. Zurück in Berlin wurde die Familie in Zehlendorf einquartiert, bei wälfremden Leuten. Im Winter 1945 kam sein Vater

Curt Pillau eines Tages von der Arbeit nicht mehr zurück, die Mutter wartete noch wochenlang jeden Tag an der U-Bahn-Station auf ihn. Erst vierzig Jahre später erfuhr die Sohne, dass ihr Vater im Januar 1947 verschwindet in sowjetischer Haft hingerichtet worden war. Das teilte ihnen schließlich die russische Militärstaatsanwaltschaft mit.

Horst Pillau arbeitet später eng mit Hans Rosenthal zusammen, der den Nationalsozialismus als einer der wenigen Juden in Berlin überlebt hatte, bis Ende April 1945 versteckt und betreut von drei Berlinerinnen in einer Kleingartenkolonie. Auch Pillaus späterer Klassenkammerad Arnulf Baring war nach Berlin zurückgekehrt, nachdem er bei seiner Oma Anna den Untergang Dresdens knapp überlebt hatte. Er war damals zwölf und erlebte im April Schreckliches: Haus für Haus wurde geplündert, Dutzende Frauen vergewaltigt. „Es waren Tage des Schreckens“, schrieb Baring in seinen Erinnerungen. „Mein Alltags-, so lange ich lebe – Hölle, Inferno, völliges Ausgeliefertsein.“ Er sei, schrieb er, mehrfach Zeuge geworden, wie Mißwöhnerinnen des Hauses vergewaltigt wurden, „auch in meinem Kinderzimmer“. Baring selbst wurde mehrfach von Rotarmisten mit verhassten Augen zum Schein cackuliert. „Doch die Soldaten zielten nur in die Luft. Sie wollten mir Angst einjagen. Immer noch suchen sie nach versteckten Uhren.“ Ein Junge von dreizehn Jahren.

Kaum ältere Schüler kämpften Ende April in ellig zusammengeworfenen Truppen gegen die anrückenden Sowjets, oft verblieben. Dieter Borkowski, damals sechsundzwanzig Jahre alt, bezog eine „Panzerbar“ am Märchenbrunnen in Friedrichshagen. „Meine Panzerfaust zwischen Hängel und Greltel und dem Froschkönig, der Kopf des Spießes lugt zwischen den sieben Zwergen hervor.“

Zwei Tage später beobachtet er inmitten einer Schar verdreckter und blutiger Soldaten den Panzerabwehrwagen des Berliner „Kampfkommandanten“ Helmut Weidling, „der gute risiert ist, ich glaube sogar den Geruch von Kölnisch Wasser wahrzunehmen“. Er ruf: „Ich melde dem Führer, dass ihr eure Pflicht für Deutschland tun werdet.“

Der „Panzerbar“ drohte am 25. April, „Wer den Tod in Ehren fürchtet, stirbt in Schande.“ Die Berliner probierten es weiter auch mit Humor: „Ich unternehme jetzt eine Wanderung um Großdeutschland.“ Und was machst du am „Nachmittag“? In den Vororten wurde hart gekämpft. Als eine Handvoll Marschsoldaten vor Scherz' Elternhaus an der dortigen Inselbrücke Position bezog, rief der Vater ihnen, abzuhauen. Die Männer schimpften etwas von Defätismus und Wehrkraftersetzter, aber am nächsten Morgen waren auch sie fort.

Georg, der Jahrzehnte später Berliner Palastpräsident wurde, hatte mit seiner Mutter und mit anderen Familien auf der oberen Insel in einem Luftschutzbunker aus. „Hier erlebte ich auch das eigentliche Kriegsende“, berichtet er, „als vor dem Bunker ein einzelner russischer Infanterist auftauchte, sah, dass er nur Zivilisten antraf und die Insel für eroberbar erklärte.“ An der etwa zwei Kilometer entfernten Avas-Brücke, heute ein beliebter Treffpunkt für Motorradfahrer, sei es schließlich zugegangen. „Dort stand noch lange Zeit ein zerscherterter und ausgebrannter russischer T-34-Panzer. Es gab große Gruppe Hitlerjugenden eingesetzt und völlig aufgeregten wurde.“ Scherz selbst entging in jenen Tagen dreimal nur knapp dem Tod. Einmal demonstrierte auf dem Heimweg durch den Wald nahe bei einer Fliegerbombe, einmal erwischte ihn beimä eine russischer Tiefflieger, und etwas später versuchte ein Rotarmist, ins elterliche Haus einzudringen, indem er auf das Schloss der Haustüre schoss. Der dahinter sitzende Georg erlitt einen Streifschuss am Kopf, einen Schulfreund traf es am Oberschenkel. Glück gehabt.

In der Stadt wüdete untermessen der Kampf noch tagelang. Häuserblock um Häuserblock arbeiteten sich die Panzer und Infanteristen der Roten Armee vor. Rund zweieinhundert Millionen Zivilisten saßen im Inferno fest. Statt der alliierten Luftangriffe wurden die Berliner nun tagelang mit Artilleriebeschuss belegt, aus mehreren tausend Geschützen seien 1,8 Millionen Geschosse abgefeuert worden, berichtet der britische Historiker Antony Beevor. Die deutschen Reste versuchten nun, nach Westen zu den Amerikanern durchzubrechen, um der russischen Gefangenschaft zu entgehen. Hilfer hoffte auf Divisionen, die es nicht mehr gabs. Die Berliner hausten im Untergrund. Am Anhalter Bahnhof hockten 12 000 Menschen in einem großen Bunker, der heute noch teilweise existiert. Das Gedränge dort war so groß, dass niemand eine Toilette erreichen konnte.

In den Kampftagen durchzitterten Rotarmisten die Häuser auf der Suche nach Schmutz und Frauen. Auch getötet wurde dabei wahllos. In der Nacht zum 25. April zog die Sowjetarmee in Neukölln ein. Dort lebte heute die 85 Jahre alte Eva-Marie Schoenthal. Sie brachte als junges Mädchen bei Kriegsende eine kleine Odyssee hinter sich. Zunächst war die Familie in die Nähe von Küstrin geflüchtet, dann nach Berlin in das zerstörte Mietshaus in Charlottenburg zurückgekehrt. Von dort ging es weiter zur Patentante nach Kuhlhausen nordwestlich von Berlin. Dort erlebte die spätere SPD-Kommunalpolitikerin das Kriegsende. Eine erste Begegnung mit russischen Soldaten ist ihr deswegen in abler Erinnerung, weil die ihr Fahrrad haben woll-

ten. Wütend habe sie es ihnen vor die Füße geworfen.

Gemeinsam mit Margot, einer neuen Freundin aus der Nachbarschaft, erlebte sie die folgenden Tage in einer Mischung aus Angst und Abenteuern. Durchziehende Wehrmachtsoldaten besaßen den Mädchen an, sie mitzunehmen über die Elbe zu den Amerikanern. Eva-Maries Mutter verbot das srtlich. Nichts verstreuten sich die Mädchen in einer gestärkten Duschstube vor den betrunkenen Russen im Ort. Das ging gut. Nur einmal, so berichtet Schoenthal, habe es Margots Schwester „nicht rechtzeitig“ geschafft, die war dann dran.“ Später fuhr die Schwester mit anderen in die nächste Stadt zur Abtreibung.

Kurz nach Kriegsende kehrten Schoenthals Mutter und ihr jüngerer Bruder nach Berlin zurück, das Haus in der Fabricsiusstraße stand noch. Aber ihr Vater Otto war verschwunden. Sowjets verschleppten den Berliner Polizisten ins Konzentrationslager Sachsenhausen, wo er ums Leben kam. Die Familie erfuhr das erst Jahre später. Eva-Marie blieb im Frühsommer 1945 noch eine Weile in Kuhlhausen und bei Margot, die eine Freundin fürs Leben wurde und später bei Köln lebte. Vor einiger Zeit, so berichtet sie, habe man Margots 90. Geburtstag gefeiert, eigens in Kuhlhausen.



Kriegskinder, damals und heute: Georg Scherz, Eva-Marie Schoenthal, Horst Pillau (von links nach rechts) (Foto: Matthias Lischka (3), page 8)

Peter Carstens: „Panzerfaust und Froschkönig“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3.5.2020, Seite 4.

„Erinnerung an das Kriegsende: Weg von Verbrechen, hin zum Leiden“

Von Jens Jessen

Erinnerung an das Kriegsende:Weg vom Verbrechen, hin zum Leiden

Das Gedenken an den 8. Mai 1945 sollte das Täterbewusstsein schärfen. Ausgerechnet jetzt befördert Corona Opfergefühle. Wie erinnern sich die Deutschen an das Kriegsende?

Von **Jens Jessen**

8. Mai 2020, 7:27 Uhr



Drei Frauen im zerstörten Berlin 1945 © Daily Express/Hulton Archive/Getty Images

Inhalt

Erfreulich ist es nicht, aber für den 75. Jahrestag des Kriegsendes könnte es ein Gewinn sein: dass die Gewissheiten, für die das Datum lange stand, plötzlich wieder prekär geworden sind. Über Jahrzehnte wurde der Sieg der Alliierten rituell und gelassen als Ende der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft gefeiert. Dass die militärische Niederlage zugleich Befreiung bedeutete, war Konsens; dass die westlichen Kriegssieger nicht in Rache schwelgten, im Gegenteil den zerstörten Gegnern beim Wiederaufbau halfen, wurde als die unverdiente Gnade empfunden, die es tatsächlich war.

Der Konsens nahm aber in gewisser Hinsicht dem Datum seine Wucht, man konnte nicht jedes Jahr aufs Neue eine Selbstverständlichkeit beschwören. Das Kriegsende als Happy End bekam eine gewisse Blässe – was den Bildern aus den Konzentrationslagern nicht geschehen konnte, deren Anklage weiter in den Köpfen brannte.

Das ist heute anders. Der Aufstieg der AfD, insbesondere seines rechtsradikalen Randes, hat auf erstaunliche Weise gezeigt, dass keine Lehre der Geschichte für ewig im Bewusstsein bleibt, dass Verharmlosung des Nationalsozialismus, Revanchegeleüste, ja sogar Teile des rassistischen Herrenmenschen- und Volksgedankens wieder in Umlauf gebracht werden können. Seit Alexander Gaulands Rede von der Nazizeit als bloßer "Vogelschiss" auf den ruhmreichen Blättern der deutschen Geschichte steht der Konsens wieder infrage; denn wenn die Verbrechen des Nationalsozialismus nur ein Kotspritzer waren, dann ist ihre Beendigung auch nichts weiter als das Abputzen eines Jackenärmels.

Dagegen könnte der 75. Jahrestag noch einmal neu, als beispielloses Monument einer glücklichen Niederlage gefeiert werden – gerade weil er auf empörende Weise seine Selbstverständlichkeit verloren hat, hat er die Chance, wieder in seiner vollen Wucht und moralischen Bedeutung entfaltet zu werden. Die Gedenkserien, die überall in den Medien in Auftrag gegeben wurden, zu allen Facetten von Eroberung, Besatzung und Wiederaufbau, zeigen auch, dass solches beabsichtigt war. Indes treffen sie nun auf eine Öffentlichkeit, deren Aufmerksamkeit vollständig von der Gegenwart absorbiert ist – von der absoluten Gegenwart der Corona-Krise, die jedes Interesse an der Vergangenheit, selbst an deren Relativierung, kannibalisiert hat.

Augenmerk auf die persönliche Befindlichkeit

Es ist aber noch etwas anderes zu beobachten. Die Gedenkanstrengungen der Medien haben ihrerseits schon mehr oder weniger den Fokus verschoben, weg von der Sühne deutscher Verbrechen und hin zu den Leiden der deutschen Bevölkerung, die in den ersten Besatzungsjahren von Hunger, Krankheit, Kälte und Sterben bedroht war. Und da trifft sich etwas. Genau das, was beim Gedenken des Kriegsendes mit der Hervorkehrung des Privatschicksals und Privatleidens geschehen kann, bringt auch die Bedrohung durch das Coronavirus zwangsläufig mit sich: dass sich das hauptsächliche Augenmerk auf die persönliche Befindlichkeit richtet – den Menschen in seinem Elend, damals wie heute (und unabhängig davon, was er zuvor angestellt hat).

Nicht dass hier irgendetwas verglichen oder gar gleichgesetzt würde oder überhaupt bei irgendjemandem ein böser Wille zur Einebnung am Werke wäre – aber allein das zufällige Zusammentreffen einer gegenwärtigen, für manche lebensbedrohlichen Pandemie mit der Erinnerung an eine vergangene, für viele auch lebensbedrohliche Zeit raubt dem Datum des Kriegsendes seine moralische Wucht, die ja gerade nicht darin bestand, dass es für die Deutschen ungemütlich wurde, sondern dass ihren Untaten ein Ende gesetzt wurde.

Vielleicht wird das unglückliche Zusammentreffen von vielen nicht empfunden (es hat ja auch ursächlich das eine mit dem anderen nichts zu tun), aber mir ist nicht wohl dabei. Der 8. Mai sollte das Täterbewusstsein schärfen, die Corona-Bedrohung befördert Opfergefühle. Das kann wahrscheinlich gar nicht anders sein; Eingesperrtsein und Sorge um die Gesundheit verengten zwangsläufig den Horizont, und selbstverständlich provozieren sie Hypochondrie und narzisstische Selbstbeschäftigung.

Aber zugleich wird hier auch eine mentale Tradition wieder wach: Narzisstische Nabelschau und ängstliche Sorge um das Selbst waren immer schon Eigenschaften der Nachkriegsdeutschen gewesen; damit kompensierte man Schuld und Schuldbewusstsein, Anklage und Selbstanklage nach 1945. Indem man das

Schmerzliche der Vergangenheitsbewältigung herausstrich, hatte man dem Schmerz der Opfer etwas, ein kleines Etwas wenigstens, entgegensetzen.



Der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1985 während seiner Rede im Bundestag © dpa

Und leider fällt mir in diesem Zusammenhang auch die Rede Richard von Weizsäckers zum 40. Jahrestags 1985 ein, die ja von vielen als Durchbruch gefeiert wurde – als Durchbruch zur endlichen Anerkennung des Kriegsendes als Datum der Befreiung. Man reibt sich die Augen, wenn man heute liest, der Bundespräsident habe damals – in den Achtzigerjahren wohlgermerkt – endlich den Mut gefunden, den 8. Mai 1945 nicht nur als Niederlage und Katastrophe, sondern als Glück und Chance, als Möglichkeit zu Freiheit und Demokratie zu beschreiben. Sollten die Deutschen tatsächlich bis dahin, und selbst in den linken Siebzigerjahren, größtenteils Revisionisten und Revanchisten und Nostalgiker verlorener Größe gewesen sein?

Die Wahrheit ist: Man rieb sich auch damals schon die Augen beziehungsweise traute seinen Ohren nicht. Dass ein deutscher Bundespräsident damals eine mutige, provozierende, kühne Rede gehalten habe, ist nichts als Legende und war nur durch seine auftrumpfende Rhetorik provoziert. In Wahrheit sprachen viele Zeitgenossen von Gratismut und dem Einrennen längst weit geöffneter Türen. Mein Vater, übrigens ein Jugendfreund von Weizsäckers, war sogar empört und behauptete, der Bundespräsident erfinde nur eine reaktionäre Öffentlichkeit, vor der er dann umso leuchtender in Erscheinung treten könne.

War die Öffentlichkeit 1985 nicht aufgeklärt?

Um den (gewiss übertriebenen) Zorn zu verstehen, muss man sich freilich vor Augen führen, dass mein Vater Sohn eines hingerichteten Widerständlers war und von Weizsäcker Sohn eines Nazimitläufers, des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt Ernst von Weizsäcker, der in den Nürnberger Prozessen verurteilt worden war. In

finsteren Momenten spielten mein Vater und seine Brüder deshalb mit dem Gedanken, ob der Bundespräsident nicht in Wahrheit die Rede posthum an den Staatssekretärsvater gerichtet habe – um diesen zu überzeugen, in der Niederlage die Befreiung zu sehen. So entscheidend waren damals noch persönliche Erinnerungen an die NS-Zeit und die Rolle der eigenen Familie in der Geschichte.

Das ist lange her; und das Verschwinden der Zeitzeugen hat dem Gedenken viel an Brisanz entzogen. Aber die Frage, ob es 1985 eine allgemein unaufgeklärte Öffentlichkeit gegeben habe, gegen die sich von Weizsäckers Rede als Provokation richten konnte, bleibt beunruhigend bestehen, und zwar umso beunruhigender, als es weitere zehn, 15 Jahre zuvor gewiss nicht nötig gewesen wäre, die Deutschen in dieser Hinsicht zu belehren. Als ich 1974 Abitur machte, lagen fünf Jahre Geschichtsunterricht hinter mir, in dem es vor allem und immer wieder um die nationalsozialistischen Verbrechen ging; ich war 13, als in meiner Klasse die ersten Bilder von Leichenbergen aus den KZs gezeigt wurden.

1979 kam die amerikanische Fernsehserie *Holocaust* ins westdeutsche Fernsehen und erreichte ein Massenpublikum; spätestens zu diesem Zeitpunkt hätte man wohl niemanden mehr von dem Glück der deutschen Niederlage überzeugen müssen. Oder doch? Die Fiktionalisierung der Geschichte, die sich später in *Schindlers Liste* (1993) von Steven Spielberg fortsetzte, hat immer einen Nachteil. Er besteht darin, Geschehenes in eine Erzählung zu verwandeln, also als etwas Plastisches, Formbares zu zeigen, das sich deswegen auch anzweifeln lässt. So gesehen hätte sich von Weizsäckers Rede gar nicht an die Ewiggestrigen gewandt (die es vielleicht wirklich nicht mehr gab) und schon gar nicht an den eigenen Vater, sondern an seine aktuellen Zeitgenossen, denen über all der populären Geschichtsnachdichtung der Kompass verloren zu gehen drohte.

Frivoler Umgang mit dem Unheil

War die Rede am Ende prophetisch? Denn inzwischen ist die Verwandlung der NS-Geschichte in beliebig nutzbares Material der Popkultur noch um ein Vielfaches fortgeschritten. Quentin Tarantinos *Inglourious Basterds* (2009) und die Fernsehserie *Das Boot* aus dem vergangenen Jahr markieren wahrscheinlich nur Zwischenschritte einer eskalierenden Frivolität im Umgang mit dem historischen Unheil. Womöglich sind auch die empörenden Relativierungen und Rückgriffe des rechtsradikalen AfD-Flügels zu Teilen weniger auf bewussten Willen zum Bösen als auf die Meinung zurückzuführen, es handele sich um beliebig verfügbares, beliebig einsetzbares Material, eine Grabbelkiste von Symbolen und Ikonen.

Was also ist zum 75. Jahrestag des Kriegsendes festzuhalten? Auf jeden Fall, dass die deutsche Gesellschaft im Umgang mit der Nazivergangenheit schon einmal weiter war, viel weiter. Dass wir nicht von der Höhe einer fortgeschrittenen Vergangenheitsbewältigung auf dunkle Zeiten und den revisionistischen Geist dubioser Generationen zurückblicken, sondern dass wir uns nach einem kurzen lichten Moment eher auf ein neues Dunkel zubewegen, in dem sich deutsches Selbstmitleid wieder in den Vordergrund zu schieben versucht.

„Erinnerung an das Kriegsende: Weg von Verbrechen, hin zum Leiden“,

<https://www.zeit.de/kultur/2020-05/erinnerung-kriegsende-vergangenheitsbewaeltigung-deutschland-selbstmitleid-taeter-bewusstsein> (Stand: 20.5.2020)

Quellenverzeichnis

Susanne Beyer, Martin Doerry, Hauke Goos, Ulrike Knöfel, Timofey Neshitov, Alexander Smoltczyk: „Der Sommer der Befreiung“, DER SPIEGEL „Costa Corona“, Nr. 19/ 2020, Seite 60-67.

Peter Carstens: „Panzerfaust und Froschkönig“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3.5.2020, Seite 4.

Dr. Martin Doerry: „ Man wird stumpf und unempfindlich, man verliert alle Gefühle“, DER SPIEGEL „Glaube, Liebe Tapferkeit“, Nr. 16/2020, Seite 120-123.

Andreas Kilb: „Aus dem Alltag des Unmenschen“, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 3.5.2020, Seite 38.

Peter Körte: „So viel Wirklichkeit wie möglich“, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 3.5.2020, Seite 39.

Christian Staas: „Das Ende der Selbstgewissheit“ Zeitserie zum 8. Mai 1945, DIE ZEIT, 29.4.2020, Seite 17.

„Erinnerung an das Kriegsende: Weg von Verbrechen, hin zum Leiden“, <https://www.zeit.de/kultur/2020-05/erinnerung-kriegsende-vergangenheitsbewaeltigung-deutschland-selbstmitleid-taeter-bewusstsein> (Stand: 20.5.2020)